

gutes leben
bene!

Margot Käßmann

Vergebung –
die befreiende Kraft
des Neuanfangs

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
1. Einander vergeben – Familienlasten und andere persönliche Verletzungen.....	9
2. Ehe und Partnerschaft.....	44
3. Ich kann nicht vergeben – anderen oder auch mir selbst.....	58
4. Vergebung als Prozess.....	72
5. Vom Umgang mit Schuld.....	87
6. Biblische Aspekte.....	102
7. »Vergebung ist eine Waffe« – und Voraussetzung für Versöhnung.....	111
8. Wenn Institutionen um Vergebung bitten.....	122
9. Aus der Geschichte lernen.....	146
10. Vergebung im Strafrecht.....	170
Zuletzt: Vergebung macht frei.....	177
Vita.....	181
Quellennachweis.....	183

Vergeben kann befreien,
aber niemand kann
dazu gedrängt werden.
Doch was kostet
es mich, nicht zu
vergeben?

Vorwort

Das Thema Vergebung treibt mich schon lange um. Immer wieder war es präsent in Seelsorgegesprächen und auch im persönlichen Kontext. Aber auch in öffentlichen Debatten frage ich mich oft: Kann es in einer bestimmten Situation Vergebung geben? Und wenn ja, was kann sie bewirken?

Wenn jemand getroffen wurde durch ein böses Wort, durch Betrug, durch Vertrauensbruch, gar durch ein Verbrechen, kann das zutiefst verletzen, ja das ganze Leben aus der Bahn werfen. Da entsteht eine Wunde, die schmerzt. Wie kann ich damit weiterleben? Wie dem Menschen noch begegnen, der mir das angetan hat?

In der Vaterunser-Bitte sprechen Menschen in aller Welt: »Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.« Gott wird gebeten, Schuld zu vergeben, und im Gegenzug erklärt der Mensch, auch er werde denen vergeben, die an ihm schuldig geworden sind. Das sagt sich leicht. Vergeben kann aber ungeheuer schwer sein. Weil der Schmerz in mir nagt. Weil das, was mir angetan wurde, so ungeheuerlich ist, dass es dafür keine Vergebung geben kann. Dabei ist die Erfahrung: Wer vergibt, löst sich aus der Macht des Täters oder der Täterin, verharret nicht in der Opferrolle. Doch niemand kann zu Vergebung gedrängt werden. Für manche Menschen ist es schlicht nicht möglich, seinen Peinigern zu vergeben, etwa wenn sie als Kind brutal sexuell missbraucht wurden.

Und wie verhält es sich mit der Vergebung gegenüber Institutionen, etwa wenn sie Missbrauch vertuscht haben? Kann

Vergebung für das Unrecht, das Nationen verursacht haben, möglich werden? Wir wissen gerade als Deutsche, wie schwer Aussöhnung nach einem Krieg gelingt. Aktuell stellt sich die Frage beispielsweise im Konflikt und den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Russland und der Ukraine. Aber sie stellt sich auch hinsichtlich der Kolonialgeschichte, in der sich viele Länder an anderen schuldig gemacht haben.

Vergebung ist auch eine Machtfrage: Ich kann sie gewähren oder nicht. Wer an uns schuldig geworden ist, kann um Vergebung bitten. Sich selbst entschuldigen geht nicht. Vergeben heißt dabei nicht, kleinzureden, was war. Aber es kann eine befreiende Haltung sein, mit den Verletzungen umzugehen. Die Frage ist auch, ob ich vergeben kann, selbst wenn der Mensch, der an mir schuldig geworden ist, das gar nicht erbittet. Gibt es auch einseitige Vergebung?

Im Folgenden wird es um Paare gehen, um Eltern und Kinder, Täter und Opfer. Auch um weltweite Aspekte, um unser Land, unsere Kirchen – und um unser Justizsystem, das darauf beruht, dass Menschen neu anfangen dürfen. Konkrete Fälle kommen ebenso zur Sprache wie theologische Aspekte und historische Zusammenhänge.

Ich danke allen, die mitgedacht haben. Insbesondere meinem Lebenspartner Andreas Helm, der so manchen Spaziergang mit mir und dem Thema verbracht hat, sowie Stefan Wiesner vom bene!-Verlag, der wieder ein sehr konstruktiver Lektor war.

*Hannover im Mai 2022,
Margot Käßmann*

1.

Einander vergeben – Familienlasten und andere persönliche Verletzungen

Die größten Verletzungen finden im ganz persönlichen Umfeld statt. Unsere Beziehungen in der Familie zu Eltern und Geschwistern, zu eigenen Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln und natürlich auch zum Partner, zur Partnerin sind ja tragend in unserem Leben. Und weil es um sehr persönliche Gefühle geht, sind auch immense Emotionen im Spiel. Wird Vertrauen gebrochen, macht sich Enttäuschung breit, dann werden tiefe Gefühle in uns angerührt, die sich nicht einfach rational erklären oder bewältigen lassen. Es tut weh, von den Eltern missachtet zu werden. Der »Seitensprung« des Partners lässt Vertrautheit der Intimität zerbrechen. Der Betrug der Schwester fühlt sich an wie Verrat an der gemeinsamen Kindheit. Solcher Schmerz ist nicht leicht zu bewältigen. Er gräbt sich tief in unsere Seele ein, ist eine Verwundung, die wir in uns tragen. Und solcher Schmerz kann nicht so nebenbei glattgebügelt werden. Auch Schweigen verkleinert ihn nicht.

Anderen vergeben, das ist ein weites Feld. Was Vergebung im persönlichen Umfeld bedeuten kann, lässt sich am besten in Beispielen erzählen. Einige erzähle ich im Folgenden, wobei die Beteiligten und die Situation jeweils so verfremdet sind, dass niemand sie wiedererkennen kann.

Den eigenen Eltern vergeben

Der Mann hat seine Kindheit in schrecklicher Erinnerung. Er war der Älteste von fünf Geschwistern, sie lebten in einer engen Dreizimmerwohnung. Der Vater trank ständig zu viel Alkohol, verlor dadurch immer wieder den Arbeitsplatz. Das Geld war permanent knapp, so lange er denken kann. Am schlimmsten aber war, dass der Vater unberechenbar daherkam. War er betrunken, konnte er weinerlich sein oder plötzlich brutal zuschlagen. Es gab Schläge mit der Hand, mit der Faust, mit dem Gürtel – für die Kinder, aber auch für die Mutter. Der Junge war völlig verzweifelt. Der Vater war ihm kein Vorbild, die Mutter konnte er nicht wirklich schützen, die kleinen Geschwister nur ab und an. Zweimal floh er mit Mutter und Geschwistern ins Pfarrhaus. Der Pfarrer versuchte, mit dem Mann zu reden, aber es änderte sich nichts. Als der Vater früh starb, konnte der Junge, der inzwischen ein junger Mann war, keine Trauer, sondern nur Erleichterung empfinden. Er hasste seinen Vater für das, was er ihm in seiner Kindheit angetan hatte.

Inzwischen ist aus dem Jungen von damals ein älterer Mann geworden. Jahrzehnte konnte er nur mit Bitterkeit und Verachtung an seinen Vater denken. Inzwischen kommen andere Fragen. Warum war der Vater so? Was hat er als junger Soldat im Krieg erlebt?

Ihm wurde klar, dass er eigentlich so gut wie gar nichts über den Vater wusste, Gespräche über persönliche Fragen hatte es nie gegeben.

Wenn er all das betrachtet, wird der Mann rückblickend milder, verständnisvoller. Wirkliche Vergebung ist das noch nicht, aber es sind Schritte auf dem Weg dahin. Die Gedanken an den Vater werden versöhnlicher. Er versucht, ihn zu verstehen.

Vergebung kann ein langer Prozess sein. Sie ist kein Vorgang, der plötzlich geschieht. Mein Eindruck ist: Wenn wir älter werden, stellt sich tatsächlich das ein, was »Altersmilde« genannt wird. Wir können eher nachvollziehen, warum die Eltern damals auf eine bestimmte Art und Weise gehandelt haben. Das bedeutet nicht, dass etwa das brutale Prügeln eines Vaters gerechtfertigt wird. Es geht eher darum, sich in die Person hineinzusetzen, um das Geschehen zu begreifen.

*

Ich habe mit großem Interesse die Bücher von Sabine Bode – über Kriegskinder, Nachkriegskinder, Kriegsenkel – gelesen. Sie schreibt: »Wie nicht anders zu erwarten, ist der Blick der Nachkriegskinder auf die Eltern, die häufig schon tot sind, milder geworden. Man zeigt Verständnis für deren Entsetzen über lange Haare, kurze Röcke, laute Musik und Knutschen in der Öffentlichkeit. Keine Frage, man hat den kaum vom Krieg erhaltenen Erwachsenen viel zugemutet. Aber bereut wird es nicht. Die Zeit war überreif, darum war die Veränderung so radikal ...«¹ Ich kann das inzwischen gut nachvollziehen.

Die Jahre ab 1945 waren für die große Mehrheit der Deutschen entsetzlich schwer. Millionen hatten ihre Heimat verloren, nahezu jede Familie hatte Tote oder Vermisste zu betrauern, die Städte waren zerstört, die Winter waren hart, es ging ums Überleben. So fühlten sie sich als Opfer des Krieges, vielleicht auch der Nationalsozialisten, und konnten schlicht keinen Blick auf eigene Schuld werfen. Nach den Schrecken des Krieges ging es um Wiederaufbau, Nach-vorn-Schauen, das Leben genießen, so gut das möglich war. »Nur nicht zurückblicken«, war für viele die Devise.

Und gleichzeitig waren die Menschen natürlich geprägt von der Ideologie des Nationalsozialismus. Ehre, Pflicht, Treue – damit waren sie aufgewachsen. Der 1934 erschienene und in Millionenaufgabe verbreitete Erziehungsratgeber *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, geschrieben von der Ärztin Johanna Haarer (1900–1988), hatte geraten, Kinder nicht zu verwöhnen, nicht mit ihnen spielen, nicht zu viel Gefühle zu zeigen. Anstand und Ordnung hatten einen hohen Rang. Der ganze Freiheitsaufbruch der 20er-Jahre war von den Nationalsozialisten hinweggefegt worden. Und ihre auf enge Rollenzuschreibungen reduzierte Familienideologie wie ihre Werteskala spiegelten sich später auch in der Enge der 50er-Jahre wider.

Der Nachkriegsgeneration in der Bundesrepublik erschien das erdrückend. Sie stellte die Elterngeneration infrage, rief sich an ihr, provozierte. „Wo wart ihr denn im Krieg?“, fragten sie. „Es kann nicht sein, dass ihr nichts mitbekommen habt vom Holocaust! Ihr gehört zu den Tätern, selbst wenn ihr nur geschwiegen habt!“ So kam es Ende der 60er-Jahre zu massiven Auseinandersetzungen und Verwerfungen. Mit langen Haaren, dem Ablegen der BHs, Rock’n’Roll und Kriegsdienstverweigerung forderten die jungen Leute die Alten heraus. Heute schmunzeln wir manchmal im Rückblick, aber die Emotionen waren tiefgreifend und heftig. Die Kriegsgeneration fühlte sich infrage gestellt und reagierte auf das Aufbegehren mit massiver Abwehr. Sie hatte nicht gelernt, über Konflikte zu reden, und sie war nicht bereit, sich den Anfragen zu stellen.

In meiner eigenen Familie waren die Debatten gewiss nicht so heftig wie in anderen Zusammenhängen. Aber ich habe auch aufbegehrt, wollte freier leben als meine Eltern. Heute

denke ich: Wahrscheinlich hätte ich meine Mutter anders wahrgenommen, hätte ich mir klargemacht, was sie im Krieg erlebt hat. Die Infragestellung aller Überzeugungen, die sie als junge Frau hatte, die Einsamkeit im Internierungslager in Dänemark – ohne zu wissen, ob andere aus der Familie überlebt haben –, das hat sie natürlich geprägt. Und mein Vater? Er wurde, gerade achtzehn geworden, als Soldat ausgebildet und war es bis zu seinem 24. Lebensjahr, dann kam er in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Wir haben ihn als Jugendliche nicht gefragt, was er erlebt hat. Als ich sechzehn war, starb er.

Meinen Vater habe ich als stets liebevoll und zugewandt in Erinnerung. Und ich bin traurig, dass ich so wenig über ihn weiß. Auch ich bin inzwischen natürlich altersmilde geworden gegenüber den eigenen Eltern, so wie Sabine Bode das beschreibt. Aber mir ist klar: Mein Vater war Soldat im Krieg. Und auch er wird getötet haben. Ich hoffe, er war nicht an Massakern beteiligt. Doch ich weiß es nicht.

Wenn ich Freundinnen und Freunde frage, die in Ostdeutschland aufgewachsen sind, sagen sie, deutsche Kriegsschuld sei bei ihnen zu Hause überhaupt kein Thema gewesen. Die Führung der DDR erklärte ihr Land zum besseren deutschen Staat, die Schuldigen waren im Westen. Neben der innerdeutschen Grenze existierte schon vor der Abriegelung gegenüber dem Westen auch eine Mauer des Schweigens.

Mit Kriegsende waren die Schrecken des Krieges ja nicht ausgelöscht, Täter waren immer noch Täter und Opfer immer noch Opfer. Und die Ideologie des Nationalsozialismus, mit der ein ganzes Volk indoktriniert worden war, hatte sich nicht in Luft aufgelöst. Da waren Mütter, die Vergewaltigung ertragen hatten, Väter, die vergewaltigt und gemordet hatten. Und

alle versuchten jetzt, irgendwie damit weiterzuleben. Darüber sprechen konnten sie nicht.

Ich frage mich, was das mit den Menschen gemacht hat. Deutsche Soldaten haben beispielsweise beim Massaker in Babyn Jar in der Ukraine nahe Kiew innerhalb von nur zwei Tagen mehr als 33 000 Juden ermordet. Kinder, Frauen und Männer wurden erschossen. Lebende Menschen mussten sich auf die Leichen anderer legen. Viele Mädchen und Frauen wurden vor der Erschießung von den deutschen Soldaten vergewaltigt. Angeschossene, noch lebende Menschen wurden beim Sprengen der Ränder der Schlucht lebendig begraben. Die Kleider der Ermordeten wurden anschließend mit 137 Lkw an die NS-Volkswohlfahrt übergeben.

Wenn ich mir in Erinnerung rufe, was ich dazu gelesen und gehört habe, packt mich das Grauen. Und ich überlege auch: Die Männer, die das getan haben, kamen ja teilweise zurück »nach Hause«! Was macht es mit einem Mann, wenn er eine Frau zwingen kann, sich nackt auszuziehen, sie vergewaltigt und anschließend erschießt, ohne dass das irgendeine Konsequenz für ihn hat? Kann er je wieder normale Sexualität leben? Verfolgen ihn nicht in seinen Alpträumen ein Leben lang die Schreie der Opfer?

Oder wenn ich an den Vater des Jungen denke, von dem ich erzählt habe: Musste der Vater sich mit Alkohol betäuben, um das alles zu vergessen, zu verdrängen? Hat er den Hass auf sich selbst in Gewalt an Frau und Kindern umgesetzt? Hat er um sich geschlagen, um zu vergessen?

Sabine Bode zeigt in ihren Büchern, dass auch die Generation der Kriegsenkel von den Erfahrungen der Großeltern geprägt ist. Die Traumata wirken fort bis in die Generation meiner

Kinder. Auch heute gibt es Kriege. Und die Geflüchteten aus der Ukraine, aus Syrien und Afghanistan, die bei uns Schutz suchen, bringen ihre Traumata mit. Es ist wichtig, sich das bewusst zu machen, Worte dafür zu finden.

*

Vergeben heißt nicht gutheißen dessen, was geschehen ist, das festzuhalten, ist mir wichtig. Vergebung soll nicht beschönigen, was Täter anderen angetan haben. Aber sie kann es einordnen, sich annähern, vielleicht begreifen, wie es zu den Taten kam. Das ist gewiss nur mit zeitlichem Abstand möglich, nicht in einer akuten Situation. Und vielleicht auch manchmal erst nach dem Tod – beispielsweise dem der Eltern. Dann kann offen thematisiert werden, was damals geschah.

In ihrem Buch *Verstehen statt verurteilen* zeigen der katholische Mönch und Seelsorger Anselm Grün und der evangelische Arzt und Psychoanalytiker Bernd Deininger, wie Jesus selbst nie andere verurteilt. »Er nimmt den anderen an, wie er ist. Aber er zeigt auch Wege der Heilung und Verwandlung auf. Seine Wege der Heilung beziehen sich zunächst auf den Einzelnen, sie zielen aber letztlich immer auf ein neues Miteinander.«²

In mir hat sich erst eine gewisse Abneigung gegen diese Forderung, den anderen zu verstehen, gezeigt. Muss ich jemanden verstehen wollen, der seine Frau betrügt oder seine Kinder schlägt, das Vertrauen der Schwester missbraucht oder den Freund hintergeht? Bei der Lektüre wurde mir klar: Wenn ich versuche, zumindest zu verstehen, was im anderen vor sich geht, verändert das nicht nur meinen Blick auf den

anderen, sondern auch das Gegenüber selbst. Mit einem solchen Blick auf die Situation kann mein Urteil auf eine gute Weise unsicherer werden. Wenn ich mich beispielsweise frage: Hätte ich nicht in einer ähnlichen Situation auch zur Täterin werden können? Oder: Wie verhältst du dich als Soldat, wenn es einen Befehl gibt, den du befolgen musst, weil du dein Leben riskierst, wenn du ihn verweigerst.

Gerne wären wir alle Heldinnen oder Helden. Aber in der Regel sind wir das nicht, sondern haben Angst um unser Leben, um das unserer Lieben, vielleicht auch nur um unsere Reputation. Der Blick auf den anderen kann mir klarmachen: Auch ich bin wankelmütig, habe Fehler gemacht im Leben, Schuld auf mich geladen. Ein solcher Blick relativiert nicht, dass Menschen schuldig werden, macht Schuld nicht weniger schwer. Aber es lässt demütiger auf die Schuld anderer blicken. Eine solche Haltung nimmt die Inbrunst der Überzeugung, genau zu wissen, was exakt richtig gewesen wäre.

Andererseits darf niemals ein Mensch zur Vergebung gedrängt werden, weil es sonst zu einem doppelten Machtmissbrauch kommt. Ich denke an Sabine, eine Frau, die von ihrem Vater sexuell missbraucht wurde. Es war ein grauenvolles Geschehen, das sie mir schilderte: *Einmal in der Woche ging die Mutter zum Treffen mit Freundinnen. Das war stets der Abend der Vergewaltigung. Sabine wurde oft vorher krank, erbrach sich, bekam Fieber. Aber niemand erkannte die Symptome. Die Mutter war liebevoll, sorgte sich um die Tochter, begriff aber die Zusammenhänge nicht – oder wollte sie nicht begreifen. Sexueller Missbrauch war kein Thema, so etwas konnte es nicht geben. Davon gab es keine Vorstellung, dafür gab es keine Worte.*

Sabine ekelte sich vor dem Vater. Sie entwickelte eine massive Essstörung, wurde ärztlich behandelt; aber niemand wollte of-

fenbar damals in den 60er-Jahren thematisieren, was sich abspielte. Als Sabine dreizehn war, begann sie, sich zu wehren. Hatte vorher der Vater ihr gedroht, wenn sie es der Mutter erzählte, würde sie die Familie zerstören, drohte sie jetzt, es der Mutter, dem Pfarrer, der Lehrerin zu erzählen. Der Vater bekam Angst, sie schloss die Zimmertür ab, es herrschte fortan Schweigen. Mit sechzehn zog Sabine aus, begann eine Ausbildung und fuhr nie wieder nach Hause. Die Mutter litt darunter, verstand es aber nicht. Als der Vater starb, ging Sabine nicht zur Beerdigung.

Erst als vor ein paar Jahren Missbrauchsfälle ein öffentliches Thema wurden, suchte Sabine eine Therapeutin auf. Sie begriff nach und nach, wie der Vater ihr Leben zerstört hatte. Nie war es ihr möglich gewesen, entspannte Sexualität zu leben. Ihr graute davor, mit einem Mann ins Bett zu gehen, sie ekelte sich geradezu, nackt mit jemandem im Bett zu liegen. Jede Beziehung ging über kurz oder lang in die Brüche. Als ihr klar wurde, dass all ihre Empfindungen Folge des Missbrauchs waren, konfrontierte sie ihre alte Mutter damit. Die war völlig am Boden zerstört. Sabine nahm ihr ab, dass sie nichts geahnt, nicht begriffen hatte, was da vor sich ging. Mit der Mutter gab es Veröhnung. »Aber ihm verzeihe ich nie!«, sagt sie mit Blick auf ihren verstorbenen Vater.

Ich finde, eine solche Haltung verdient Respekt. Was dieser Vater seiner Tochter angetan hat, ist für sie lebenslänglich traumatisierend, zerstörend. Und dafür trägt allein er die Verantwortung. Es entschuldigt ihn nicht, sollte er – posthum – die eigene Kindheit ins Feld führen. Viele Täter, das zeigen Studien, sind selbst traumatisiert, haben sexuelle Gewalt erlebt. Das erklärt vielleicht manches. Aber es rechtfertigt in keiner Weise, die erfahrene Gewalt weiterzugeben.

Sabine hat durch die Therapie für sich selbst klären können, was geschehen ist. Sie konnte die eigene Schuldvorstellung begraben, die ihr Vater ihr einpflanzen wollte. Zumindest mit der Mutter konnte sie darüber reden. Manchmal geht es auch darum, als Opfer überhaupt sprachfähig zu werden und so nicht weiter in der Opferrolle festzusitzen.

Das gilt sicher insbesondere für sexuellen Missbrauch. Ich habe Kontakt mit mehreren Opfern, vor allem aus dem kirchlichen Bereich. Sexualität war in diesem Kontext lange Zeit tabuisiert, grundsätzlich als Sünde deklariert, nur »erlaubt« in der Ehe zur Zeugung von Kindern. Das hat dazu geführt, dass Sexualität als »gute Gabe Gottes« (so eine Denkschrift der Evangelischen Kirche Deutschland, EKD, aus dem Jahr 1971) gar nicht gedacht werden konnte. Sexuelles Begehren, erotische Erfahrungen, Lust am eigenen Körper waren in eine Verbotzone des schlechten Gewissens verbannt. Es gab keine Sprache dafür. Umso mehr blieb die Erfahrung sexueller Übergriffe, von Gewalt durch Priester, Pfarrer, Bischöfe und Diakone vollkommen im Bereich des Unaussprechbaren.

So belastend und schockierend die Aufdeckung sexueller Gewalt innerhalb der Kirchen ist, so positiv ist doch, dass endlich darüber gesprochen wird, dass Opfer offen von ihrem Leid erzählen können. Glasklare Aufdeckung der Verbrechen ist notwendig. Denn es geht um schwere Straftaten, die die Opfer ein Leben lang traumatisieren.

Dazu gehört auch: Wir brauchen eine Sprache, die von der Schönheit der Sexualität, von Liebe mit Verantwortung, in Vertrauen und ohne Gewalt erzählt. Dann kann auch ein Kind sich trauen, über das zu sprechen, was ihm angetan wird – weil es weiß, was gut und richtig ist. Und weil es weiß, dass Sexualität nicht etwas ist, über das man nicht sprechen darf.

Ich habe einmal in Brasilien eine Kindertagesstätte besucht, in der Dreijährige ein Lied lernten: »This is my body. No one may touch it, if I do not want it.« Das ist mein Körper. Niemand darf ihn berühren, wenn ich es nicht will. Mich hat das damals erst irritiert. Aber ich habe dann begriffen: Diese Kinder lernen, dass sexueller Übergriff böse ist, falsch, nicht erlaubt. So klein erst, haben sie schon eine Sprache dafür. Das ist gut so, Respekt! Doch dazu mehr im neunten Kapitel.

Opfer müssen nicht vergeben. Wenn sie es können, tut es ihnen sicher gut, verhilft zu innerer Freiheit. Druck dahin ist allerdings nicht hilfreich. Die Geschichten der Opfer müssen gehört werden, das ist entscheidend.

Schwiegerkinder

Für eine alleinerziehende Mutter, nennen wir sie Erika, ist der Sohn ihr ein und alles. Der Vater war nur eine flüchtige Begegnung, er hat nie erfahren, dass er einen Sohn hat. Viel haben Mutter und Sohn miteinander erlebt, es gab wahrhaftig schwierige Zeiten. Umso mehr sind beide eng und liebevoll verbunden.

Als der Sohn heiratet und mit seiner Frau später zwei Kinder bekommt, will die Mutter alles tun, damit es gut läuft mit der Schwiegertochter. Sie backt Kuchen zu den Geburtstagen, brät die traditionelle Gans zu Weihnachten, kümmert sich hingebungsvoll um die beiden Enkeltöchter, die ihr eine helle Freude sind. Uneigennützig macht sie das, aus Liebe, auch wenn es manchmal anstrengend ist neben der fordernden Berufstätigkeit.

Eines Tages führt eine Kleinigkeit zu einem Streit, der eskaliert. Schließlich erklärt die Schwiegertochter, sie habe die ständige Präsenz von Schwiegermutter Erika all die Jahre ertragen müssen. Diese Fürsorge sei ihr immer lästig gewesen, sie gehe ihr einfach nur auf die Nerven. Erika ist schockiert und zutiefst verletzt. Ihr Sohn ist hilflos. Die Enkeltöchter sind verstört. Sie spüren, dass etwas nicht stimmt, und wollen, dass alles wieder gut wird. Doch Erika ist klar: Das wird nie wieder, wie es war. Alle Unbefangenheit ist dahin. »Die Schwiegertochter hat meine Familie zerstört«, sagt sie.

Inzwischen versucht Erika, irgendwie damit klarzukommen. Sie will den Kontakt zu Sohn und Enkelinnen, die ihr unendlich viel bedeuten, nicht riskieren. Aber nie wieder hat sie ein Wort mit der Schwiegertochter gewechselt, es bleibt beim kühlen »Hallo« und »Tschüss«. Die Atmosphäre ist vergiftet, so sehr sie

auch versucht, die Kontakte aufrechtzuhalten. Sohn und Enkelinnen spüren: Da ist ein Riss, der tief geht. Vergeben kann Erika der Schwiegertochter den Ton, die Anmaßung, die nachträgliche Herabwürdigung ihres Engagements nicht. Und sie fragt sich: Wie soll es je wieder zu einem guten Miteinander kommen? Doch die Verletzung sitzt zu tief, sie kommt nicht darüber hinweg.

Es ist schwer für Erika, von den heftigen Emotionen Abstand zu gewinnen und zu verhindern, dass die Enttäuschung und Verletzung nicht immer wieder die Oberhand gewinnen. Und doch wäre es gut. »Beim entscheidungsbasierten Vergeben geht es um das Bedürfnis nach Rationalität, also zu verstehen, warum man verletzt wurde«, habe ich in einem Interview mit Sonja Fücker, die als Soziologin an der Freien Universität Berlin tätig ist, gelesen. Und das kann ich nachvollziehen. Am Ende hat Erika genau das getan. Sie hat hingeschaut, was sie verletzt hat. Ihr wurde klar: Es war die offensichtliche Heuchelei der Schwiegertochter über all die Jahre. Im Nachhinein fühlt sie sich massiv belogen. Das verletzt. Und Erika hat eine absolut pragmatische Entscheidung getroffen: Sohn und Enkelkinder sind ihr die allerwichtigsten Beziehungen in ihrem Leben. Die Schwiegertochter nicht. So tut sie gut daran, die Verbindung nicht abubrechen. Das wäre für Sohn und Enkelinnen furchtbar, aber vor allem auch für sie selbst. Als Vergebung lässt sich das wohl nicht bezeichnen. Es ist eher ein pragmatischer Umgang mit Verletzung.

Allzu oft gibt es das in Familien. Da sind ausradierte Familiengeschichten, Familiengeheimnisse, Geschwisterkonflikte, die nie thematisiert wurden. Vielleicht, weil das Gefühl war: Wenn wir offen darüber sprechen, ist alles infrage gestellt. Ist Schweigen vielleicht nicht immer nur Schwäche, sondern

durchaus Gold im Verhältnis zum Reden, das nach dem Sprichwort eher als Silber daherkommt?

Ich denke auch an eine Familie, nennen wir sie Müller, die vier Kinder hat. Das Jüngste ist irgendwie anders. Alle haben immer vermutet, dass es damals, neun Monate bevor die Kleine geboren wurde, einen sogenannten »Seitensprung« der Mutter gab. Darüber gesprochen wurde nie, auch nicht, als der Vater früh verstarb. Alle hatten Angst, die Familie könnte daran zerbrechen. Inzwischen hat die Mutter das Geheimnis mit ins Grab genommen. Aber es bleibt ein Stachel, es gibt ein ungutes Tuscheln. Familienfrieden ist anders. Die jüngste Tochter spürt das. Sie fühlt sich bei Treffen mit seinen Geschwistern unwohl, hält sich fern, weiß aber gar nicht genau, was die Ursache des Verhaltens ihrer Schwestern und Brüder ist. Wäre es da nicht besser gewesen, die Fakten auf den Tisch zu legen, als alle erwachsen waren? Da musste die Mutter doch noch nicht einmal um Vergebung bitten, sondern bloß die Wahrheit erzählen. Alle Spekulation hätte ein Ende gehabt. Ich denke, für die jüngste Tochter den jüngsten Sohn wäre es eine Erleichterung gewesen. Zumindest aber eine Erklärung.

Manchmal kann es natürlich auch gut sein, sogenannte Familiengeheimnisse zu wahren. Da müssen die Kinder nicht wissen, dass der Vater eine Geliebte hatte. Oder die Vergewaltigung der Mutter, durch die ein Kind zur Welt kam, ist bleibender Schrecken für sie. Aber ein Schrecken, den sie den Kindern nicht weitergeben will. Doch allzu oft meinen die Erwachsenen nur, es wäre nicht relevant, die Geheimnisse zu lüften. Doch sie brodeln unter der Oberfläche und verunsichern. Ich denke, es wäre in den meisten Fällen besser, offen über solche Themen zu sprechen, anstatt sie zu tabuisieren und so neue Traumata zu schaffen.

Kontaktabbruch

In ihrem Buch Löwenmut – Bericht einer verlassenen Großmutter erzählt Elvira Larssen, die offenbar unter einem Pseudonym schreibt, davon, dass durch Streit mit einer Tochter am Ende der Kontakt zu allen drei Töchtern und fünf Enkeln abbricht. Sie hat alle seit Jahren nicht gesehen. Es lässt sich nicht genau sagen, wer letztlich Schuld daran hat, was ganz genau dazu führte. Aber wie sehr die Großeltern darunter leiden, das wird sehr deutlich.

Kontaktabbruch ist offenbar immer wieder in Familien der Fall. Mich erreichen von Zeit zu Zeit Schilderungen ähnlicher Geschichten, die tiefe Tragödien offenbaren. Trennungen, die großes Leid verursachen, über Generationen hinweg. Auch auf der Webseite grosseltern.de sind solche Geschichten zu finden.

Eine Zeit lang Abstand zu brauchen, das kann gut und wichtig sein, um sich selbst zu sortieren, die Emotionen herunterzufahren. Aber den Kontakt zu den engsten Familienmitgliedern grundsätzlich abzurechnen ist ein mächtiges Schwert! Es ist die Drohung, die Eltern oder Großeltern – vielleicht auch andersherum die Kinder und Enkel – in Zukunft auszuschließen vom eigenen Leben. Diese Bindung ersten Grades wird infrage gestellt oder ganz gekappt. Das ist ungeheuer verletzend. Aber in der Regel geht dem eine auch heftige, eigene Verletztheit voraus.

Solcher Kontaktabbruch tut allen weh. Denen, die ihn ausrufen, und auch denen, die er trifft. Es ist letzten Endes ein Akt der Hilflosigkeit. Der Unfähigkeit, über Konflikte zu reden und zu vergeben. Aber das zu erkennen heißt noch lange nicht, dies möglich zu machen.

Familie ist ein hohes und kostbares Gut. Um es zu pflegen, braucht es immer Kompromisse. Die Alten müssen lernen, sich nicht einzumischen, den Jungen ihre Entscheidungen, ihr Leben zu überlassen, und das durchaus unkommentiert. Niemandem sagt die Beurteilung der eigenen Lebensentscheidungen durch andere zu.

Die Jüngeren sollten akzeptieren, dass die Älteren ihre eigene Lebenseinstellung haben, die ihnen vielleicht nicht immer passt. Wenn Enkel da sind, gilt es, eine Balance zu finden. Natürlich müssen Großeltern grundsätzliche Erziehungshaltungen der Eltern akzeptieren und dürfen diese nicht hintergehen oder gar hintertreiben. Aber gleichzeitig sollten Eltern mit einem gewissen Augenzwinkern akzeptieren, dass es bei Oma und Opa anders zugeht, sie eigene Spielregeln haben. Kinder wissen nach meiner Erfahrung ganz gut zu unterscheiden, was bei den Eltern gilt und was bei den Großeltern. Und wer erwachsen ist, kann doch eine Art liebevoller Toleranz walten lassen. Wird dieses Miteinander mit etwas Leichtigkeit angenommen, muss es nicht zu Konflikten kommen. Es geht nicht um Schuldzuweisungen.

Kontaktabbruch ist schrecklich, allein schon die Drohung, es so weit kommen zu lassen. Es sollte in einer Familie die Perspektive offengehalten werden, wieder zueinanderzufinden. Vielleicht braucht es dazu eine Mediation, Hilfe von außen. Dann sollten Beteiligte sich diese Hilfe suchen. Das ist keine Frage von Schwäche, sondern von der Fähigkeit, das Problem bewusst wahrzunehmen. Die Frage ist, warum keine Vergebung möglich sein soll. Welche Tat kann denn derart schwerwiegend sein, habe ich überlegt.

Gewiss: Wird mein Kind von den Großeltern geschlagen, geschweige denn missbraucht, ist ein Kontaktabbruch nachvollziehbar. Aber doch nicht, weil es bei Opa Zuckerkuchen gab und Omi den Enkelkindern Fernsehen erlaubt hat! Oder weil es auf einem Familienfest Streit gab. All solche Spannungen sind schlicht normal. Ganze Spielfilme handeln davon, dass so etwas passiert. Und wenn wir sie mit der Distanz von Zuschauenden betrachten, sehen wir es mit Humor. Beispielsweise denke ich an die Komödie »Monsieur Claude und seine Töchter«.

In familiären Beziehungen sollte es Vertrauen und eine gewisse Großzügigkeit im Miteinander geben. Irgendwann habe ich beispielsweise herausgefunden, dass meine Töchter die Fernsehsendung »Baywatch« schauen durften, wenn sie bei meiner Mutter waren. Für mich war das unfassbar. Meine strenge Mutter lässt so was zu! Und ich, die diese Serie wegen Sexismus ablehnte, konnte nichts machen. Aber irgendwann habe ich darüber gelacht und gedacht: Es wird meinen Töchtern am Ende nicht schaden.

Auf jeden Fall haben die Älteren meiner Ansicht nach zu lernen, die Jüngeren nicht in eigene Vorstellungen vom richtigen Leben zu pressen. »Lass doch der Jugend ihren Lauf«, heißt es in einem alten Lied. Aber auch die Jungen können Toleranz üben und Beziehungen wertschätzen. Kontaktabbruch sollte keine Option sein, denn sie hat eine brutale Endgültigkeit, die Vergebung oder gar einen Prozess der Versöhnung unmöglich macht. Und das ist am Ende für alle eine lebenslange Belastung.

Die Frage ist, ob in einem solchen Fall nicht die Großeltern und die Eltern in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gestellt werden, sondern die Enkel. Ihnen tut es gut, unter-

schiedliche Generationen zu erleben, durchaus auch verschiedene Werte und Haltungen wahrzunehmen. Ein Kontaktabbruch verwehrt ihnen diese Erfahrung.

Besonders bitter, das weiß ich aus zahlreichen Berichten, ist es, wenn Vater oder Mutter versterben, ohne dass es einen Weg zueinander gab. Eine solche Endgültigkeit ist für alle Hinterbliebenen eine hohe Belastung.

Erben

Wenn die eigenen Eltern sterben, braucht es zuallererst einen guten Umgang mit der eigenen Trauer, mit der Trauer der anderen, ja einen würdigen Abschied. Manchmal brechen dann aber Konflikte auf, wenn es um die Erbschaft geht. Früher dachte ich, das muss doch gut zu regeln sein, ohne dass sich jemand benachteiligt fühlt. Inzwischen weiß ich aus Erzählungen im Freundes- und Bekanntenkreis: Das gelingt leider nicht immer.

Eine Frau schrieb mir: *Ich hatte immer das Gefühl, ein gutes Verhältnis zu meiner Mutter zu haben. Als sie älter wurde, zog mein Bruder mit seiner Frau zu ihr ins Haus. Ich fand das gut, habe sie oft besucht. Meine Mutter habe ich zu Urlaube und Städtereisen eingeladen, und auf dem letzten Weg waren wir Geschwister bei ihr, haben auch die Beerdigung miteinander schön gestaltet. Dann aber kam die Testamentseröffnung. Es wurde klar, dass mein Bruder den Text gemeinsam mit meiner Mutter geschrieben und das Ganze zu seinen Gunsten gedreht hat. Das Testament hatten beide gemeinsam offenbar sechs Jahre zuvor verfasst. Ich war wie vor den Kopf gestoßen: ignoriert, enterbt, entsorgt.*

Ich hatte alles für meine Mama getan, meinen Bruder immer unterstützt. Und dann das!

Mir geht es nicht um Gut und Geld, ich bin gut versorgt. Aber ich spüre eine ungeheure Verletzung, einen Verrat und Vertrauensbruch, den ich weder meinem Bruder noch meiner Mutter verzeihen kann.

Ich kann nachvollziehen, dass diese Frau zutiefst verletzt ist. Zwischen Mutter und Bruder gab es offenbar eine Beziehung, aus der sie ausgeschlossen war, von der sie nichts wusste. Sie fühlt sich im Nachhinein belogen mit Blick auf das Vertrauensverhältnis, das sie mit ihrer Mutter für wahrhaftig gehalten hatte. Und nun, da die Mutter tot ist, kann sie nicht mehr mit ihr darüber reden. Das macht sie hilflos und zornig.

Ich habe mit der Frau, deren Geschichte ich hier anonymisiert wiedergebe, länger telefoniert. Die Erfahrung tut ihr unendlich weh, vor allem die Entfremdung vom Bruder. Er ist ja einer der letzten Zeugen der gemeinsamen Kindheit. Beide haben die Mutter geliebt, und sie hat sich auch ihm verbunden gefühlt. Jetzt aber fühlt sie sich betrogen. Sie meint, weder dem Bruder noch der verstorbenen Mutter vergeben zu können.

In solchen Fällen gibt es keine schnellen Lösungen. Ich habe der Frau geraten, dem Bruder zu schreiben, sie brauche schlicht ein Jahr Abstand. Das ist kein Kontaktabbruch, sondern eine Atempause. Es ist besser, sich vorerst nicht zu sehen und die Verletzung dabei neu aufblitzen zu lassen, Salz in die Wunde zu streuen.

Innere Distanz zu finden, auch vom Groll, ist hilfreich. Eine begrenzte Zeit, in der man Abstand hält, um erst einmal Luft zu holen, die Verletzung ein wenig ruhen und vernarben zu lassen, kann hilfreich sein, um sich dann wieder neu und unbefangener zu begegnen. Ich habe der Frau geraten, einen Brief an die verstorbene Mutter zu schreiben. Ihr auf diesem Wege alles zu sagen, was auf der Seele lastet.

Für das *SZ Magazin*³ habe ich einmal an meine verstorbene Mutter geschrieben. Viele andere Frauen haben dies ebenfalls

getan und an ihre Mütter geschrieben, aufwühlend zum Teil, tiefgründig und humorvoll. Ich fand es für mich selbst in gewisser Weise klärend:

Liebe Mutter,

früher haben wir dich Mutti genannt, aber in den letzten Jahren deines Lebens schien mir Mutter mehr Würde auszudrücken. Du bist mir in letzter Zeit noch einmal sehr nahegekommen. Einer deiner Schwiegersöhne hat dein Tagebuch von 1943–1945 aus deiner Sütterlinhandschrift übertragen und ich konnte nachlesen, was du damals gefühlt hast. Da sehe ich sie, die junge Frau aus Hinterpommern, die zur Schwesternausbildung nach Berlin gefahren ist. Wie jung du warst, gerade erst 20! Und dann schreibst du mal eben, dass es einen Luftangriff gab und ihr im Urbankrankenhaus die Kinder in den Luftschutzkeller gebracht habt. Im nächsten Satz erzählst du von einem großartigen Theaterabend. Mitten im Krieg, der um euch herum tobt, seid ihr jungen Frauen voller Unbeschwertheit, wie sie nur junge Leute kennen. Das ist faszinierend zu lesen.

Das Leben hat dann bald hart zugeschlagen. Euer Krankenhaus wurde evakuiert, du musstest in ein Lager auf Rügen wechseln. Als die Sowjetarmee anrückte, bist du mit zwei weiteren Schwestern zum Hafen gerannt. Ihr habt das letzte Schiff erreicht, das ablegen konnte. Dann hieß es warten. Schweden wollte euch nicht. Endlich durftet ihr in Kopenhagen an Land. Willkommen waren die deutschen Flüchtlinge nicht, und das ist verständlich. Es wurden Lager aus dem Boden gestampft, die ihr nicht verlassen durftet.

Als Jugendliche dachte ich: Meine Güte, warum ist sie von Kopenhagen nicht einfach nach Hause gefahren? Später habe ich verstanden, das war unmöglich. Einerseits wollten die Bri-

ten nicht noch mehr Flüchtlinge in Norddeutschland, andererseits wollten die Dänen die Lager durch deutsche Pflegekräfte versorgt wissen und dafür nicht auch noch Dänen abstellen.

Du wusstest nicht, ob sie noch leben, deine Eltern, deine Geschwister, die Kinder deiner Schwester. Und du sehntest dich nach den Feldern und Wäldern in Pommern. Das liest sich sehr anrührend. Der Wald, das blieb dein Thema, ein Spaziergang musste, wenn möglich, täglich sein. Und bis heute gehe ich selbst gerne raus, werde unruhig, wenn ich einen ganzen Tag nicht an die frische Luft komme.

Dem Hitlerregime standst du offenbar unreflektiert gegenüber, damit bist du aufgewachsen und warst später fassungslos. »Kann es sein, dass man uns so belogen hat?«, schreibst du auf dem Schiff in dein Tagebuch.

Was dich gehalten hat, war dein christlicher Glaube. Durch ihn hast du dich auch mit deinen Eltern und Geschwistern verbunden gefühlt. Bis auf deinen Vater, der auf dem Transport nach Sibirien ums Leben kam, haben sie alle Krieg, Gefangenschaft, Internierung und Flucht überlebt und sich schließlich im Forsthaus deiner Tante in Burgholz in Hessen nach Jahren wieder in die Arme nehmen können.

Dass Glaube nicht vor Leid schützt, aber hilft, Leid zu tragen, das hast du uns vermittelt. Wir Töchter haben Glaube und Kirche nie als Zwang empfunden, sondern als Beheimatung, das prägt mich bis heute.

Aber wie habe ich mit dir gerungen als Jugendliche! Das kam mir alles so eng vor bei uns zu Hause. Ich wollte in die Disco, Jungs treffen, die Rolling Stones hören. Du wolltest, dass ich Latein und Geige spielen lerne und mich nicht mit »falschen Leuten einlasse«. Es hieß: »Man muss sich immer nach oben orientieren«, und ich habe die Augen verdreht. Ich wollte Hitparade

gucken, du wolltest, dass ich ein gutes Buch lese. Eine typische Pubertät eigentlich. Aber du warst wohl auch müde. Ich war dein viertes Kind. Bei meiner Geburt warst du 36 und hast dich als alte Mutter gefühlt. Mit unserem Vater hast du einen kleinen Betrieb aufgebaut, Tankstelle und Werkstatt, ihr habt ein Haus gebaut, Angestellte gehabt. Da war das Leben von Arbeit geprägt...

Heute denke ich, du warst uns allen ein großes Vorbild. Die Frage, ob sich Berufstätigkeit und Kinder gegenseitig ausschließen, hat sich weder meinen Schwestern noch mir gestellt. Was Männer können, können Frauen schon lange, davon warst du überzeugt. Als Ehemänner ihren Frauen noch verboten haben, den Führerschein zum machen, bist du Taxi gefahren. Und dir war klar, dass Bildung der Schlüssel zur Zukunft ist. Wir alle sind aufs Gymnasium in Marburg gegangen.

Als ich mit 16 für ein Jahr in die USA gehen wollte, hast du gleich »Ja« gesagt. Wahrscheinlich hast du darin eine Chance gesehen, dass ich rauskam in die »große weite Welt«.

Du selbst hattest deinen Vater so sehr gebeten, zur Ausbildung nach Berlin gehen zu dürfen. Er sagte schließlich: »Jugend muss raus!«; du durftest gehen; ich also auch. Und »Amerika«, das hatte für dich und unseren Vater einen so positiven Klang. Die Amerikaner waren die Befreier. Die kleine Kopie des Luftbrückendenkmals, die immer auf Vatis Schreibtisch stand, steht heute bei mir im Arbeitszimmer.

Es wurde ein schweres Jahr für mich: ein Ostküsteninternat, in das ich so gar nicht passte, Diskussionen über den Vietnamkrieg, auf die ich nicht vorbereitet war. Begegnungen mit Jüdinnen und Juden, die mich mit dem Holocaust und der deutschen Schuld konfrontierten. Rassismus, den ich erlebte – all das hat mich erwachsen werden lassen. Keine Woche verging ohne Brief

von dir, sie füllen heute einen ganzen Leitzordner. Und jeden ersten Dienstag im Monat hast du mich um 16 Uhr angerufen. Das war teuer damals!

Als ich zurückkam, waren die Auseinandersetzungen Vergangenheit. Vati war gestorben, du hast längst als Gemeindegeschwester gearbeitet, die Tankstelle und die Werkstatt verkauft und vom Erlös ein kleines Fertighäuschen gebaut. Da haben wir zusammen zwei Jahre gewohnt, bis ich das Abitur in der Tasche hatte und loszog nach Tübingen zum Theologiestudium.

Für deine zehn Enkelkinder wurdest du zur geliebten Großmutter. Manchmal konnte ich nicht fassen, was sie bei dir alles durften. Sie sind so gern zu dir gekommen. Die Strenge, die ich als Kind und Jugendliche erlebt habe, deine Enkel haben sie nicht erfahren, wenn sie bei dir waren. Bei deiner Beerdigung haben sie davon erzählt...

Jahre später habe ich gelesen, das Buch Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind habe deine ganze Generation geprägt. Der millionenfach verbreitete Ratgeber empfahl, mit Kleinkindern nicht zu kuscheln, nicht zu spielen, sondern sie mit klaren Rhythmen und Anweisungen zu kontrollieren. Als ich mit zehn Jahren auf das Gymnasium in Marburg kam, schrieben wir das Jahr 1968 – was für Gegensätze!

Wenn es eng wurde zwischen Beruf und Familie, warst du für uns Töchter da. Meine Promotion mit drei Kleinkindern hätte ich nicht geschafft, wenn du nicht regelmäßig mit deinem kleinen Renault angebraust gekommen wärest und sie für ein paar Stunden beschäftigt hättest.

Und du konntest dich mitfreuen. Als ich zum Rigorosum nach Bochum fuhr, hast du auf die Kinder aufgepasst. Ich kam nachmittags zurück, und du hast mir vor Freude, dass ich es geschafft habe, so fest auf die Schulter geklopft, dass meine

Freundin Almut, die dabei war, heute noch lacht über diese Form von Liebesbezeugung.

Du hast es geschafft, als eigenständige Frau zu leben in einer Zeit, in der das nicht selbstverständlich war. Du hast deinen Töchtern Abitur und Studium ermöglicht. Für deine Enkelkinder warst du ein zentraler Bezugspunkt. O ja, manchmal hast du bis zuletzt eine sehr feste Meinung, da konnte ich mir die Zähne dran ausbeißen. Aber manchmal hast du sie auch völlig überraschend geändert ...

Als wir dich mit 91 Jahren beerdigt haben, war es zwar auch eine Trauerfeier, bei der wir geweint haben. Aber vor allem haben wir dein Leben gefeiert. Wir Kinder und Enkel haben die Feier gemeinsam gestaltet. Und als wir Schwestern letzten Dezember an deinem Grab standen, das so ganz schlicht unter einer großen Tanne liegt, dachte ich: Danke für alles, Mutti!

*

In dem Brief konnte ich manches verarbeiten, und das tat gut. Als Jugendliche habe ich rebelliert gegen die Strenge der Mutter, wollte alles anders machen. Nun selbst als Großmutter von sieben Enkelkindern sehe ich manches gelassener und aus anderer Perspektive, kann besser verstehen, Milde statt Anklage in den Vordergrund stellen. Schuld sehe ich nicht. Zu vergeben habe ich auch nichts mehr. Da hat die Zeit den Blickwinkel verändert.

Aber es gibt auch ganz andere Konstellationen. Eine Freundin erzählte mir von ihrer Erfahrung:

Die Mutter ist verstorben. Die vier Kinder haben sich auseinandergelebt, alle sind in anderen Städten in Deutschland beheimatet. Die Trauerfeier hat sie neu zusammengeführt, da

war ein gutes Miteinander. Nun haben sie verabredet, sich in der Wohnung der Mutter zu treffen, um zu schauen: Wer will was behalten als Erinnerungsstück, was soll anderen in der Familie vermacht werden, was wird aussortiert.

Alles beginnt harmonisch, aber dann fällt dem jüngsten Bruder auf, dass die Schmuckschatulle fehlt. Die älteste Schwester sagt: »Mutter hat sie mir schon vor Monaten gegeben. Sie wollte, dass meine Töchter den Familienschmuck bekommen.« Erst herrscht Stille. Dann kommt eine heftige Auseinandersetzung. Das ist doch Betrug! Wie kann sie sich derart bereichern, an den anderen vorbei, ohne jedes Gespräch!

Kann das wirklich sein?, fragen sich die anderen. Ist das wahr oder lügt sie? »Das verzeihe ich dir nie«, sagt einer der Brüder, als er abfährt. Seitdem herrscht Funkstille in der Familie.

»Redet ihr noch miteinander oder habt ihr schon geerbt«, ist ein Spruch, den manche kennen. Gerade wenn die Eltern sterben, gibt es oft Konflikte. Wem hat der Vater was vermacht? Wurde etwa ein Kind dem anderen vorgezogen?

Ich habe so sehr an der alten Truhe gehangen, und jetzt wurde sie dem Bruder vererbt. Wie kann das sein? In einer solchen Situation kommen tiefe Verletzungen zustande.

Die Eltern können nicht mehr gefragt werden. Das Kind, wenn auch erwachsen, ist gekränkt. Denn sich von den Eltern geliebt und anerkannt zu wissen ist wichtig für das Selbstbewusstsein, für die eigene Rolle im Leben. Alle Kinder wollen im Grunde Anerkennung durch die Eltern, selbst wenn sie längst erwachsen sind.

Und die Geschwister, sie sind wie gesagt die Zeuginnen und Zeugen unserer Kindheit. Mit ihnen verbinden uns die allerersten Lebenserfahrungen. Das gilt sowohl im Guten wie

im Schlechten. Geschwister streiten als Kinder – das wird als völlig normal eingestuft. Aber sie streiten eben auch als Erwachsene, selbst wenn das manchen peinlich erscheint.

Meine Erfahrung ist, dass Geschwister nach dem Tod der Eltern oft die Nähe zueinander suchen. Dabei spielen beispielsweise auch die unterschiedlichen Erinnerungen eine Rolle. Gemeinsam mit meinen beiden älteren Schwestern habe ich einmal überlegt, warum wir nach Marburg und nicht nach Treysa auf die weiterführende Schule gingen, obwohl es umständlicher war, nach Marburg zu fahren. Jede von uns hatte eine glasklare Erklärung – aber jede eine andere. Unsere Eltern sind längst verstorben, sie können nicht sagen, was »richtig« ist. Wir müssen die Verschiedenheit schlicht so stehen lassen. Und wir haben unsere Eltern ja auch in sehr verschiedenen Phasen erlebt. Da ist einerseits die Geschwisterfolge, aber eben auch die Lebenssituation der Eltern entscheidend.

So habe ich wie gesagt mit meiner Mutter nach dem Tod des Vaters noch zwei Jahre allein zusammengelebt. Meine älteste Schwester ist zum Studium ausgezogen, als beide Eltern noch lebten und ihre kleinen Schwestern Zuhause waren. Die mittlere Schwester hat mit unserer Mutter den Tod des Vaters erlebt und intensiv begleitet, während ich in den USA war und die ältere Schwester am Studienort.

Oft knüpfen Verletzungen von Geschwistern an Kindheits-erfahrungen an. In einer Familie hat sich der eine Bruder schon immer zurückgesetzt gefühlt. An anderer Stelle spürte die Schwester ständig, der Bruder wird als »Stammhalter« vorgezogen. Und irgendwann fällt dazu ein böses Wort, wird ein Brief geschrieben, der beleidigend ist. Spannung füllt den Raum. Im besten Fall zeigt sie sich durch Schweigen. Oft

leider durch üble Nachrede, boshafte Erzählungen. Im allerschlimmsten Fall kommt es zu tätlichen Auseinandersetzungen.

Die schwersten Verletzungen können uns eben genau die Menschen zufügen, die uns nahestehen. Deshalb sind auch familiäre Verwerfungen wohl die tiefsten. Denn Geschwister kennen sich in der Regel gut. Wenn dann jemand einen Vorteil sucht zum Nachteil der anderen, tut das besonders weh. Er war nicht bereit, das Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen, sie ist nicht offen mit Blick auf eine gerechte Aufteilung des Schmucks. Und dann eskaliert die Situation.

Zum einen lässt sich fragen: Sind denn solche Verletzungen nötig? Können wir nicht darauf verzichten, andere an die Wand zu spielen? Ist irgendein Besitz, in dem Fall der Schmuck, es wert, sich derart zu entfremden? Zum anderen lässt sich fragen: Warum ist diese Verletzung, ja vielleicht dieser Betrug so unverzeihlich? Was verhärtet sich da in mir, dass ich nicht mehr rauskomme aus meinem Groll? Und schließlich geht es um die Frage: Wie kann es eine Chance geben, aufeinander zuzugehen, Vergebung möglich zu machen? Die Verletzung auszusprechen. Sie zu überwinden und um Verzeihung bitten. Vielleicht auch zu sagen: Das war damals. Lasst es gut sein. Wir müssen nicht mehr über längst vergossene Milch reden. Und es geht weiter, auch ohne dass nachträglich irgendwie Gerechtigkeit geschaffen werden kann.

Noch einmal: Ich bin keine Therapeutin. Aber als Seelsorgerin würde ich den Geschwistern zuallererst vorschlagen, Abstand zu gewinnen. So eine Verletzung muss erst einmal ruhen. Vielleicht können alle miteinander verabreden, ein Jahr Kontaktpause einzulegen, damit sie zur Ruhe kommen.

Danach könnten sie sich treffen, wenn sie denn wollen. Vielleicht geht es ja um die eigene Frage: Warum bin ich so verletzt? Was war damals in der Kindheit? Das braucht Zeit und Ruhe.

Im besten Fall kommt es zu einem offenen Gespräch. Aber selbst, wenn es heißt: »Ich verstehe nicht, dass du das so siehst, es tut mir immer noch weh«, kann die gemeinsame Erinnerung an Eltern und Kindheit gegenüber den Verletzungen und dem Gefühl der Zurücksetzung in den Vordergrund treten.

Der Tod von Vater und Mutter kann auch entlasten, weil alte Muster von Bevorzugung, Zuwendung, Benachteiligungsgefühlen nicht mehr gelten. Und wir sind nur noch die Kinder von damals, die unsere Eltern in unterschiedlichen Phasen erlebt haben.

Freundschaften

Wie wichtig ist es, gute Freundinnen und Freunde zu haben! Menschen, die einen durchs Leben begleiten und uns mit Rat und Tat zur Seite stehen. Freundschaft ist ein hohes Gut! Eine Freundschaft braucht Zeit, um zu wachsen. Denn Vertrauen entsteht nicht spontan, es braucht Annäherung, Verlässlichkeit und Zuneigung. Aber manchmal passiert es leider auch, dass zwei sich auseinanderleben.

Da ist Luise, die ihrer besten Freundin Sandra schon seit Kindertagen vertraut ist. Die beiden sind durch dick und dünn gegangen, haben als Jugendliche heimlich miteinander gekiffert, sich gegenseitig Ausreden geliefert für die Treffen mit dem ersten Freund, gekichert bei der Erzählung über den ersten Kuss. »Zwischen uns passt kein Blatt Papier«, sagen sie gern. Und das ist auch so. Beide heiraten, bekommen Kinder, die Familien sind befreundet. Einmal im Jahr verbringen Luise und Sandra ein Wochenende miteinander, die Ehemänner verstehen das, und beiden tut es gut.

Eines Tages ruft Luise bei Sandra an. Ob sie es offiziell bei der Wochenendplanung belassen könnten... aber da wäre jemand anderes, den sie in dieser Zeit treffen würde? Und ob Sandra sauer wäre, wenn sie absagt. Es wäre schön, wenn ihr Mann das nicht mitbekäme. Sandra ist wie vor den Kopf gestoßen. Das kann doch nicht sein. Einerseits betrügt Luise offensichtlich ihren Mann. Andererseits wird sie selbst degradiert zum billigen Alibi. Sie ist nicht wichtig genug, mit ihr ein Wochenende zu verbringen, andererseits gut genug, für eine Ausrede herzuhalten. In ihrem Zorn ruft Sandra den Ehemann von Luise an und erzählt ihm alles. Der rastet aus. Und Luise kann nicht fassen,

was Sandra getan hat. Das Drama nimmt seinen Lauf, die Ehe von Luise wird geschieden, und die Freundschaft zwischen ihr und Sandra ist für immer beendet.

Ich kenne beide, es ist aber eine etwas andere Konstellation, als ich sie hier verfremdet dargestellt habe, weil ich die Beteiligten schützen möchte.

Für mich ist es traurig, wenn eine so lange Freundschaft so endet. Sandra empfindet es als Demütigung, dass Luise sie als Alibi benutzt. Und Luise kann nicht fassen, dass Sandra sie an ihren Ehemann verrät, niemals hätte sie das vermutet! Beide sind so tief verletzt, dass sie sich nie mehr wiedersehen wollen. Können Luise und Sandra sich wirklich nicht vergeben?, frage ich mich.

Ich wäre gern Mediatorin bei den beiden. Lässt sich denn nicht verstehen, was die andere empfunden hat? Und ist diese Freundschaft seit Kindertagen es nicht wert, darum zu kämpfen – trotz allem?

Natürlich will ich die Untreue nicht schönreden und auch keine von beiden abwerten! Doch ich rate zur Bedachtsamkeit, alte Freundschaften allzu schnell zu den Akten zu legen! Wir brauchen Freundinnen und Freunde jenseits von Partnerschaft und Familie für die Stabilität in unserem Leben. Freundschaften bringen uns Verlässlichkeit, aber auch einen Resonanzboden für die anderen Beziehungen. Klar gibt es Missgriffe, falsche Töne und Konflikte. Aber da sollten wir großzügig sein in Sachen Vergebung. Denn eine gute Freundschaft lässt sich so schnell nicht ersetzen. Sandra könnte sagen, was sie gefühlt hat. Luise könnte begreifen, dass sie selbst und nicht Sandra ihre Ehe gefährdet hat. Wenn es ein gutes Fundament von Vertrauen gibt, müsste ein solches Gespräch doch möglich sein, so tief die Verletzungen auch sind.

Schule

Jonathan ist jung und verliebt – in Lisa. Sie ist seine Traumfrau, er findet sie großartig. Lisa wird allerdings von allen Jungs in der Klasse umschwärmt, sie ist der Star der ganzen Oberstufe. Aber in den letzten Tagen war sie auf einmal auffallend nett zu ihm. Hat sich im Schulbus neben ihn gesetzt und ihn auf dem Schulhof gefragt, wie er die Mathearbeit so fand. Jonathan ist aufgeregt: Findet Lisa vielleicht auch etwas an ihm? Könnte es sein, dass sie ihn mag? Sie schlägt vor, sich in der Eisdielen zu treffen. Es ist toll zusammen, sie können gut miteinander reden, er erzählt ihr von seiner Familie. Danach gehen sie noch ein Stück zusammen, und Lisa sagt: »Komm, wir machen ein Selfie.« Er freut sich, sie gibt ihm einen Kuss auf die Wange und drückt ab. Überglücklich geht Jonathan nach Hause. Kaum ist er angekommen, bekommt er Nachrichten auf seinem Handy. Lisa hat das Foto in der WhatsApp-Gruppe der Klasse gepostet und druntergeschrieben: »War grad barmherzig zu einem absoluten Loser.« Die Kommentare der anderen sind verletzend, nein vernichtend. Alle machen sich lustig über ihn, ziehen ihn ins Lächerliche. Niemand hält dagegen. Jonathan ist völlig am Ende. Wie konnte sie ihm das antun? In die Schule will er nie wieder gehen. Und er vergräbt sich zu Hause, sagt, er sei krank, geht nicht mehr in die Schule. Es folgt eine extrem schwierige Phase.

Jonathan vertraut sich schließlich seinen Eltern an. Die befürchten, dass er suizidgefährdet ist. Ihren Vorschlag, mit der Klasse, den Lehrerinnen und Lehrern zu reden, lehnt Jonathan ab. Am Ende hilft nur ein Schulwechsel. Und auch am neuen Ort fühlt Jonathan sich nicht wohl, nicht sicher. Sein Vertrauen ist zutiefst erschüttert.

Diese Geschichte steht stellvertretend für viele. Jugendliche sind in den sozialen Medien Kränkungen, der Verletzung der Intimsphäre, Mobbing und brutaler Erniedrigung ausgesetzt. Eltern sind oft hilflos oder verstehen gar nicht, was da im Netz vor sich geht.

Wie kann Jonathan seine Angst überwinden und ein gutes Selbstbewusstsein gewinnen, wieder mit Freude zur Schule zu gehen? Wird er sich trauen, von sich aus ein Mädchen anzusprechen, mit dem er gerne befreundet wäre – oder hält ihn die schlimme Erfahrung, die er gemacht hat, zurück? Und: Könnte Jonathan Lisa vergeben? Wird er die Kraft finden, sie überhaupt mit seiner Enttäuschung und all dem, was sie angerichtet hat, zu konfrontieren?

Ich habe keine Lösungen, kann mit dem Altersabstand kaum nachvollziehen, was das alles für Jonathan bedeutet. Aber hier scheint es mir doch zuallererst darum zu gehen, das Opfer zu stärken. Sich die Frage zu stellen, wie Jonathan aus der Hilflosigkeit und Isolation herauskommen und Unterstützung finden kann. Erst wenn er wieder Selbstbewusstsein gewinnt, wäre er in der Lage, mit der Situation umzugehen. Und ich frage mich auch, ob Lisa so etwas wie Schuldbewusstsein hat. Begreift sie überhaupt, was sie angerichtet hat?

Glücklicherweise gibt es Hilfe. JUUUPORT zum Beispiel ist eine bundesweite Online-Beratung von jungen Menschen für junge Menschen und bietet Erste Hilfe bei Cybermobbing, WhatsApp-Stress und anderen Schwierigkeiten im Netz.

Eltern und Großeltern sollten sensibel wahrnehmen, wenn Jugendliche in solche Strudel geraten. Und ihnen dann Zugang zu Hilfen vermitteln. Vergebung kann am Ende eines solchen Prozesses stehen. Aber erst einmal benötigen Jugendliche wie Jonathan dringend professionelle Hilfestellung.

Am Arbeitsplatz

Angela hat heute ihre erste große Präsentation in der Runde der Kollegen. Tagelang hat sie sich darauf vorbereitet. Und sie ist sicher: Was sie zeigen will, wird gut ankommen. Es ist nicht leicht für sie als Jüngste in der Runde. Immer wieder hat sie versucht, freundlich zu sein, aber sie hat den Eindruck, es gibt Vorbehalte ihr gegenüber. Auf der einen Seite sie, eine junge Frau – und auf der anderen Seite all die schon lange am selben Platz sitzenden älteren Herren.

Angela ist aufgeregt, aber sie legt eine gute Präsentation hin, da ist sie sich sicher. Doch im Kollegium: Keine Reaktion. Mit jeder PowerPoint-Folie, die sie zeigt, wird sie unsicherer. Es gibt keine Rückfragen, kein Nicken, nur Stille. Und am Ende ertönt nicht wie sonst üblich ein anerkennendes Klopfen auf den Tischen. Stattdessen sagt ein Kollege in die Runde: »Na, junges Fräulein, da müssen wir wohl noch ein bisschen üben.« Alle brechen in Gelächter aus. Angela schießen die Tränen in die Augen, und sie verlässt den Raum. Was für eine Demütigung!

Später denkt sie, als sie das Ganze für sich Revue passieren lässt: »Das vergebe ich denen nie, mich derart niederzumachen.« Angela ist einfach tief enttäuscht.

Ich frage mich, ob angesichts einer solchen Situation der Begriff »Vergebung« nicht eine Nummer zu groß ist. Klar, die Kollegen haben sich chauvinistisch und unsolidarisch verhalten. Aber eigentlich sind sie ja lächerlich in ihrer patriarchalen Haltung. Müsste Angela nicht eher sagen: Entweder ich nehme den Kampf auf, weil ich weiß, ich bin gut und kann die alten Herren auf Dauer gegen die Wand spielen. Oder ich

schüttele – gut biblisch gedacht – den Staub von meinen Füßen und suche mir einen anderen Arbeitsplatz. Ja, sie ist gedemütigt worden. Aber die Situation weist eher auf ein absolut unfruchtbares Arbeitsklima hin, als das von Schuld und Vergebung gesprochen werden müsste.

Vielleicht ist Vergebung auch manches Mal eine Frage von Selbstbewusstsein. Dann muss es nicht um eine große emotionale Entscheidung gehen, sondern darum, etwas stehen zu lassen. So ist das. Und ich ziehe die Konsequenzen.

2. Ehe und Partnerschaft

*E*r war die große Liebe ihres Lebens, nennen wir ihn Rolf und sie Monika. Sie heirateten, mieteten ein Haus mit Garten, bekamen in kurzem Abstand zwei wunderbare Söhne. Alles schien perfekt. Doch nach und nach zog der Alltag ein. Beruf und Kinder erschöpften beide, Zeit zu zweit gab es für das Paar selten. Man lebte halt so vor sich hin.

Im Rahmen eines beruflichen Projektes verbrachte Rolf viel Zeit mit einer Kollegin, nennen wir sie Anna. Die Sache und die Anforderungen begeisterten beide, sie redeten sich die Köpfe heiß. Nach und nach entstand ein intensives Miteinander. Spannung lag in der Luft, ganz ungeplant. Und Rolf dachte: Ich habe mich verliebt in Anna. Er wusste nicht, warum, es war einfach passiert.

Eines Abends fasste er sich ein Herz und erzählte seiner Frau davon. Er hoffte, irgendwie würden sie das miteinander klären können. Aber Monika rastete vollkommen aus, schrie ihn an, war völlig am Boden zerstört und verzweifelt. Der Vertrauensbruch, das Entgleiten ihres Lebensentwurfs waren schrecklich. Vor allem verletzte sie, dass er schon mit Anna geschlafen hatte, während auch sie mit ihm eine sexuelle Beziehung führte. Es ging ihr um Vertrauen, dass ihre Intimität ausschließlich war. Sie kam sich beschmutzt und verraten vor. In ihr begann sich eine riesige Wolke aufzubauen, erst von Selbstverachtung, dann von Hass. Wie konnte Rolf ihr das antun? Und wie konnte die andere eine Affäre mit einem verheirateten Familienvater beginnen?

»Ich mache dich fertig!«, schrie Monika, als Rolf auszog. Und das tat sie dann auch. Es wurde geradezu ihr Lebensinhalt für die nächsten Jahre, die Söhne gegen den Vater und vor allem gegen Anna, inzwischen seine zweite Ehefrau, aufzuhetzen. Er durfte die Kinder nur sehen, wenn Anna nicht anwesend war. Sie bestimmte die Regeln. Monika machte ihren Einfluss geltend.

Als Rolf mit den beiden Söhnen und Anna einen gemeinsamen Urlaub antrat, ließen die beiden Jungen Anna ihre durch die Mutter vermittelte abgrundtiefe Verachtung derart heftig spüren, dass sie nach drei Tagen verletzt abreiste. Inzwischen sind die Söhne volljährig, aber der Kampf dauert an. Er ist zu Monikas Lebenselixier geworden. Sie kann und will nicht vergehen, der Hass zeichnet sie.

Dass die zweite Ehe das ausgehalten hat, bewundere ich. Aber ich finde bedrückend, dass die geschiedene Ehefrau nicht loslassen kann, keinen Frieden für sich selbst findet. Ich kenne sie nur flüchtig, doch ich frage mich: Was treibt sie da an? Will sie nicht irgendwann einmal frei sein, ihr eigenes Leben leben und nicht eines, das stetig von dem Hass auf andere getrieben ist? Es scheint fast, als fände sie für sich einen Lebenssinn darin, die zweite Ehe ihres ehemaligen Mannes zu zerstören.

Wenn ich Monika etwas raten dürfte, würde ich ihr gern sagen: Lass los! Das Leben ist zu kurz, um sich derart zu verbeißen, so zu verbittern. Ja, es tut weh, wenn der Mensch, den du liebst, mit dem du dein ganzes Leben verbringen wolltest, eine andere liebt. Das ist verletzend, es trifft dich tief, du fühlst dich betrogen um das Vertrauen, das du ihm geschenkt hast. Die eigenen Gefühle haben ihr Recht: Ärger, Wut gar und Zorn, aber auch dieses Gefühl der Ohnmacht: Mein Lebensentwurf wird verraten, und ich kann nichts tun, um das zu ändern. Und ein Gefühl von Ungerechtigkeit: Während ich

versuche, Beruf und Kindererziehung in Einklang zu bringen, dabei natürlich nicht täglich durchgestylt daherkomme, hat die andere Frau, die mir meinen Mann wegnimmt, Zeit dafür. Es sind doch unsere Kinder, die er auch gewollt hat!

Die immense Verletzttheit mit Blick auf das betrogene Vertrauen ist nachvollziehbar. Und auch das Selbstwertgefühl ist ja infrage gestellt: Was hat sie, das ich nicht habe? Warum nur verliebt er sich in eine andere? Scham gibt es oft auch gegenüber der Außenwelt: Vor den anderen bin ich jetzt die betrogene Ehefrau. Wie nur lässt es sich mit derart negativen Gefühlen umgehen?

Ich erinnere mich an einen Empfang, bei dem mir eine Frau erzählte, ihr Mann wolle sich scheiden lassen. Das werde sie mit allen Mitteln verhindern, erklärte sie. Denn eine »Geschiedene« wolle sie nicht sein, dann gehöre sie irgendwie nicht mehr dazu ...

Es gibt Beziehungen, in denen Paare versuchen, sich eine zweite Chance zu geben, nach einem sogenannten Seitensprung noch einmal zueinanderzufinden. Ich kenne Paare, denen das tatsächlich gelungen ist – durch eine Therapie, durch den energischen Willen, es neu miteinander zu versuchen, für die gemeinsame Familie die Beziehung wieder lebendig, gut und vertrauensvoll werden zu lassen. Das ist großartig, und ich freue mich mit.

Meist aber hinterlässt die sexuelle Beziehung zu einer anderen Person einen bleibenden Riss.

»Du sollst nicht ehebrechen«, dieses mehr als 3000 Jahre alte biblische Gebot wird heute oft belächelt. Es sei doch in unserer Zeit der sexuellen Freizügigkeit vollkommen überholt. Aber auch in unserer Zeit erleben wir, dass »Ehebruch« ungeheuer verletzend ist – für ein Paar, für ihre Kinder, für

die erweiterte Familie, den Freundeskreis und sogar das berufliche Umfeld. Ich bin froh, dass Geschiedene und ihre Kinder heute nicht mehr diskriminiert werden, ich selbst bin ja auch geschieden. Aber dass Ehebruch verletzend ist, bleibt eine Tatsache. Anders sieht es gewiss aus, wenn ein Paar miteinander erkennt, dass die gemeinsame Beziehung entfremdet oder auch zerrüttet ist. Dann kann es in der Regel zu einer ruhigen Trennung kommen, es sei denn, auf einmal sind Macht oder Geld im Spiel. Dass ein getrenntes Paar als »gute Freunde« auseinandergeht, wie es in den Boulevardmeldungen gern heißt, bezweifle ich allerdings. Wären zwei Menschen richtig gute Freunde, würde doch auch die Partnerschaft gelingen können ...

»Intimität ist unteilbar«, schreibt Pascal Mercier in seinem Roman *Das Gewicht der Worte*. Hat ein Partner, eine Partnerin die Intimität mit einer anderen Person geteilt, versetzt das einen Stich, der tief sitzt. Die innere Verletzung des Partners, der Partnerin heilt nicht wirklich. Das Zusammenleben wird nicht mehr vertrauensvoll, es stellt sich keine Entspannung ein. Denn da steht die Frage im Raum: Was, wenn es wieder passiert? Lügt er mich vielleicht doch wieder an? Hat sie nur eine Ausrede, um etwas anderes zu verschleiern? In einer solchen Situation gibt es langfristig kein gutes Miteinander mehr. Der ständige Verdacht der Lüge steht im Raum, und unbefangene Zweisamkeit ist nicht mehr möglich. Zwei beginnen einander gegenseitig zu zermürben, statt aneinander zu wachsen, wie es in einer gelingenden Partnerschaft der Fall ist. Und das gesamte Umfeld leidet mit. Dann geht es gar nicht um Schuld, sondern um Zerrüttung – gut, dass unser Scheidungsrecht den Begriff inzwischen in den Vordergrund stellt.

Acht Jahre lang wurde heftig debattiert, bis am 8. April 1976 das Ehe- und Familienrecht grundlegend verändert wurde. Beide »Ehegatten« sind seitdem gleichermaßen zur Haushaltsführung verpflichtet, zur Erwerbstätigkeit berechtigt, und nicht mehr das Schuld-, sondern das Zerrüttungsprinzip gilt. Was sich heute selbstverständlich anhört, war damals ein enormer Schritt! Das neue Ehe- und Scheidungsrecht trat am 1. Juli 1977 in Kraft. Da hatte ich gerade mein Abitur gemacht. So lange ist das alles nicht her. Und wer einmal die Debatten damals im Bundestag nachliest, bekommt ein Gefühl dafür, wie heftig es zugeht bei einem Thema, das die Frage von Schuld und Vergebung tief in sich trägt. Der damalige Justizminister Hans-Jochen Vogel sagte: »Wem hilft es denn, eine auf diese Weise zugrunde gegangene Ehe auf dem Papier bestehen zu lassen? Wird hier nicht Eheschutz mit Sühnebedürfnis verwechselt?«⁴

Und dennoch tut eine solche Trennung weh. Sie ist ein Prozess, der oft mit heftigen Gefühlausbrüchen einhergeht. Vor allem schmerzt mich zu sehen, wie von Paaren der Umgang mit den gemeinsamen Kindern zum Kampfplatz erklärt wird, auf dem die eigenen Verwundungen ausgetobt werden. Da würde ich immer wieder sagen: Lasst die Kinder raus aus dem Ganzen! Sie haben nichts von dem verursacht, was euch als Paar jetzt wehtut. Eure gegenseitigen Schuldvorwürfe dürfen doch eure gemeinsamen Kinder nicht tangieren. Ihr bleibt immer Eltern dieser Kinder, und ihr werdet euch später im Leben immer wieder begegnen, beispielsweise bei Trauungen, Taufen oder auch Beerdigungen. Zwischen Eltern und Kindern existieren lebenslange Bindungen, die nicht gekappt werden können. Wer es dennoch tut, kappt einen Teil der eigenen Existenz.

Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich auf der Synode der hannoverschen Landeskirche im Jahr 2001 vorgeschlagen, ein Scheidungsritual einzuführen. Ich wurde gezielt missverstanden – nach dem Motto: »Bischöfin will Scheidungen segnen«. Das wollte ich nicht. Aber mich irritierte, dass unsere Kirche mit viel Liebe Trauungen gestaltet, sich verständlicherweise über junge Menschen freut, die einander sagen, dass sie den Rest ihres Lebens miteinander verbringen wollen. Doch wenn sie ihr Versprechen nicht halten können, lassen wir sie allein.

Dabei scheitern wir alle an bestimmten Vorhaben, Versprechen oder Geboten – Pläne lassen sich nicht realisieren, Träume zerplatzen. Und dann brauchen wir jemanden, der uns zur Seite steht. Trost und Entlastung sind wichtig, auch durch kirchliche Rituale!

Wie wäre es, wenn der Pfarrer ein Paar in Trennung einlädt, noch einmal vor den Traualtar zu treten, einander zu sagen, dass beide traurig sind, dass nicht gelungen ist, was sie sich vorgenommen haben – und als Symbol dafür die Ringe auf den Altar zu legen. Wie gut wäre es für Kinder, wenn die Eltern dort in der Kirche mit ihnen das Abendmahl teilten und sagten: Es war eine gute Zeit, wir haben uns geliebt, wir werden euch Kinder immer lieben. Aber in Frieden gehen wir beide jetzt getrennte Wege. Ich bin überzeugt, solche Rituale könnten viel zur Heilung und langfristig auch zu Vergebung und Versöhnung beitragen.

In meinem Bericht vor der Landessynode im April 2003 habe ich die Reaktionen aufgenommen und Folgendes gesagt: »Sie werden sich erinnern, dass ich auf der letzten Synode die Frage nach einem kirchlichen Scheidungsritual gestellt habe. Ich war selbst überrascht, dass eine solche Überlegung, eine

Frage, die im Synodenbericht ja eher am Rande stand, derartige Reaktionen auch in der Öffentlichkeit auslöst. Meine Anfrage ist nicht entstanden aus Spontaneität, sondern hat als Hintergrund die Gespräche mit Menschen, die unter der Trennung leiden. Menschen, denen gerade als Christinnen und Christen bewusst ist, dass sie ein vor Gott gegebenes Versprechen brechen. Aus seelsorglichen Gründen hat mich diese Frage umgetrieben. Nach der öffentlichen Debatte, die ja auch zu mancher Unterstellung geführt hat – nach dem Motto: ›Scheidung in der Kirche?‹ oder ›Käßmann segnet Scheidung‹ – habe ich das öffentliche Stellen dieser Frage fast schon bereut.

Aber: Die heftigen Reaktionen zeigen ja, dass es sich hier um eine äußerst sensible und relevante Frage handelt. In der Bundesrepublik Deutschland gab es im vergangenen Jahr 190 000 Scheidungen. Das heißt: 380 000 Menschen waren allein im vergangenen Jahr von einer Scheidung betroffen. Dazu kommen bei einem Schnitt von 1,4 Kindern pro Frau 266 000 betroffene Kinder. Ohne andere Angehörige wie Eltern, Schwiegereltern, Freundinnen und Freunde zu zählen, stecken mehr als eine halbe Million Menschen pro Jahr in einer Lebenskrise, die sie erschüttert. Viele von ihnen sind Mitglieder unserer Kirche. Ich denke, dass das vier Fragen auslöst:

1. Wie können wir Ehen stärken?
2. Was bedeutet es, wenn wir ein zweites Mal trauen?
3. Wie können wir Geschiedene seelsorglich begleiten?
4. Gibt es eine angemessene Beichtbehandlung?

Wie können wir Ehen stärken?

Ich glaube, wir können als Kirchen zweierlei tun: Zum einen sollten wir in den Traugesprächen mit dem Paar nicht nur eine Zeremonie miteinander besprechen, den Ablauf, die Texte verabreden, sondern auch ein ernsthaftes Gespräch über die Ehevorbereitung und das Eheverständnis führen. Längst hat sich beispielsweise in Amerika durchgesetzt, dass Paare Ehevorbereitungsseminare besuchen müssen, wenn sie eine kirchliche Trauung anstreben. Ähnliches ist auch in vielen Freikirchen der Fall.⁵

Zum anderen geht es darum, Eheberatung anzubieten. In der hannoverschen Landeskirche gibt es 31 Ehe- und Lebensberatungsstellen mit etwa 180 dort Tätigen. Mit vielen Ehe- und Lebensberaterinnen und -beratern habe ich mich getroffen. Es ist eine stille Arbeit, die sie im Hintergrund verrichten, aber eine ungeheuer wichtige Tätigkeit. Im Gespräch habe ich deutlich gemacht, dass ich der Meinung bin, das Eheversprechen – »in guten wie in schlechten Zeiten, bis der Tod uns scheidet« – solle erhalten bleiben. Ich möchte auch nicht einfach von der Beendigung einer Ehe sprechen, wie einige der Beraterinnen und Berater meinten, sondern ich denke, wir müssen das *Scheitern* in einer evangelischen Eheberatung thematisieren.

Nach evangelischem Verständnis und dem Grundsatz *sola scriptura* (»allein durch die Schrift«; bezogen auf die Bibel) sehen Christen nach Matthäus 19,6 und Markus 10,9 die Unauflösbarkeit der Ehe im Willen Gottes begründet. Das kann kein Zeitgeist und auch kein Ritual ändern. Luther selbst hat

die Ehe nicht als Sakrament verstanden, sondern als »weltlich Ding«. Damit hat er sie nicht abgewertet, aber eine realistische Sicht begründet, die das Wissen um menschliches Scheitern einschließt.

Wir tun gut daran, uns durch die enorme Steigerungsrate der Ehescheidungen beunruhigen zu lassen. 1965 gab es 58 718 Scheidungen, 1977 waren es bereits 98 585, im Jahr 1984 dann 130 744 und 1999, wie gesagt, 190 000.

Wenn wir als Kirche die Ehe als Leitbild voranstellen, müssen wir uns fragen, wie wir Ehen stärken können. Tatsächlich ist nach Gottes Geboten und auch nach menschlichen Erfahrungen die Ehe ja eine lebensdienliche Einrichtung. Das belegen beispielsweise US-amerikanische Statistiken: Lebenserwartung, Wohlstand und Glücksgefühl sind bei lang verheirateten Paaren signifikant höher als bei anderen.⁶

In der evangelischen Kirchenlehre heißt es: »Gott schützt die Ehe, die Ehescheidung verstößt gegen seinen Willen, ebenso aber auch die Ehe, in der sein Liebesgebot die Partner einander nicht mehr zuwendet. Daher sollte es eine *Scheidung* nur dann geben, wenn die eheliche Gemeinschaft nach menschlichem Urteil endgültig zerstört ist.«⁷

Aus dieser Spannung heraus wird heute in keiner Kirche der EKD die Wiedertrauung Geschiedener abgelehnt. Ich meine allerdings aus theologischen und seelsorglichen Gründen, dass das Ende einer christliche Ehe bewusst betrauert und doch zumindest teilweise aufgearbeitet sein sollte, bevor Menschen sich ein zweites Mal trauen lassen.

Was bedeutet es, wenn wir ein zweites Mal trauen?

Während in der römisch-katholischen Kirche eine zweite kirchliche Trauung nicht erlaubt ist, ermöglichen wir sie in den evangelischen Kirchen. Das halte ich auch für richtig, denn wir scheitern im Leben an manchem, was wir uns fest versprochen haben, nicht nur am Eheversprechen. Es entspricht der Menschenfreundlichkeit Jesu, das auch auszudrücken.

Ich habe drei Paare getraut, die eine zweite Ehe eingegangen sind. Mir war dabei immer wichtig, die erste Ehe zu benennen, sie nicht zu verschweigen und auch nicht abzuwerten. Denn sie ist ja nicht ausgelöscht, sondern Teil der Lebensgeschichte. Und es sind ja oft Kinder, Verwandte oder Freunde anwesend, die auch den ersten Ehepartner, die erste Ehepartnerin kennen und weiterhin lieben oder schätzen. Daher sollte die erste Ehe zumindest kurz wertschätzend erwähnt werden. Durchaus auch die Trauer, das sie nicht, wie gehofft, ein Leben lang gehalten hat.

Sich ein zweites Mal trauen geht auch mit Dankbarkeit einher, dass ich es neu wagen darf. Eine zweite Trauung ist eine Ermutigung: Du kannst noch einmal anfangen mit den Erfahrungen, die du gemacht hast. Gott traut dir Neues zu. Sie kann ein Fest der Freude werden, weil Gott uns Menschen Neuanfänge schenkt.

Wie können wir Geschiedene seelsorglich begleiten?

Sie können sich vorstellen, wie viele Briefe mich zu dieser Frage erreichen. Wenn eine Frau schreibt: »Seit 22 Jahren werde ich von Hass gegen diesen Mann getrieben«, hat es keine wirkliche Lösung der Ehe gegeben, kein Verarbeiten der

Schuld. Wenn ein Mann mir schreibt: »Ich werde im Frühjahr meine Frau nach 14 Jahren bei der Trauung unserer Tochter das erste Mal wiedersehen und habe Angst davor«, dann ist ein Umgang mit dem Scheitern nicht erfolgt. Und schließlich will ich zitieren aus dem Brief eines Oberbürgermeisters, der in Ostdeutschland lebt: »Inzwischen haben sich unendlich viele Paare scheiden lassen. Unsere Kirche hat zugesehen, wie sie enttäuscht den Raum zu meiden begannen, in dem sie einst zu Hause waren, weil Scham die einzige Haltung zu sein schien, mit der sie sich fortan der Gemeinde nähern konnten. Stattdessen haben wir weiter Hochzeiten gefeiert, Jubelkonfirmationen, Goldene Hochzeiten und vieles mehr. Die Gemeinde ist kleiner geworden, nicht weil ideologischer oder Wohlstandsatheismus die Menschen in ihren Bann gezogen hätten, sondern weil die Kirche zu vielen Problemen des Lebens, unter anderem zur Scheidung so hilflos stumm geblieben ist.«

Viele Gespräche und Briefe bestätigen mich darin, dass wir das Thema aufgreifen müssen, so angreifbar sich jemand auch macht, der das tut.

Die Seelsorge für Geschiedene ist ein Thema für die Kirche. Der baptistische Pastor Hartmut Wahl hat an die Gemeinden des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden appelliert, sich helfend und heilend Geschiedenen zuzuwenden, da »es in Zukunft Gemeinden geben [wird], die bis zur Hälfte aus Geschiedenen bestehen«. ⁸

Schließlich: Gibt es eine angemessene Beichthandlung?

Neben Beratung und Seelsorge geht auch es um die Frage eines Rituals, mit dem Ehepaare ihre Trennung in einer Kirche vollziehen können. Ich halte eine besondere Form einer

Beichtandlung für denkbar, die das Bekennen von Scheitern ermöglicht, Heilung und Freigabe thematisiert.

Mit einem solchen Ritual gibt es bereits Erfahrungen, oder sollten wir sagen: Erprobungen? Ein Pastor aus Lüneburg berichtet: »Nachdem die Ehe der Betroffenen rechtskräftig geschieden war, sprach mich der Ehemann an. Da die beiden kirchlich getraut worden sind, war es ihnen wichtig, ihre Situation der Scheidung im kirchlichen Rahmen zu bedenken und zu verarbeiten. Dazu baten sie um seelsorgerlichen Beistand. Ich überlegte mir nach intensiven Gesprächen ein Ritual zur Vergegenwärtigung der Trennungssituation. Die Wahl über den Ort überließ ich den beiden. Gerne wäre ich in eine Kirche gegangen, aber sie entschieden sich für einen Raum in einem unserer Gemeindezentren. Die beiden Betroffenen, ein befreundeter Musiker und ich waren die einzigen Teilnehmenden, also ein sehr kleiner Kreis, der eine sehr dichte und intime Atmosphäre zuließ. Ich stellte vier Stühle im Kreis um ein kleines Tischchen herum. Darauf baute ich eine Kerze, ein Kreuz und das Abendmahlsgeschirr auf. Liturgisch folgten nach der Begrüßung Musik zum Eingang, Psalm und persönlichem Gebet, Musik, Schuld- und Beichtgebet, dann eine Zeit der Stille, untermalt mit ruhiger Musik als Raum, um die erlebten Erfahrungen von Verletzung und Schuld und Versagen vor Gott zu bringen und ihn um Vergebung zu bitten. Danach habe ich sie einzeln gesegnet und mit ihnen das Abendmahl gefeiert. Darin sollte zum Ausdruck kommen, dass zwar ihre Ehe gescheitert war, aber dennoch eine Verbundenheit in Achtung und Würde möglich ist und sie Gottes Liebe erfahren können.

Immer wenn die beiden Betroffenen, die schon länger in verschiedenen Städten wohnen, in ihren Bekanntenkreisen

von dem Erlebten berichten, stoßen sie auf großes positives Interesse und Nachfrage. Das Bedürfnis von solchen Ritualen scheint also da zu sein.«

Inzwischen ist eine große Studie zu kirchlichen Scheidungsritualen erschienen, die mich erstaunt hat. Mir war nicht bewusst, dass es solche Rituale seit den 1960er-Jahren tatsächlich gibt. Der Autor, Andrea Marco Bianca, zeigt darin auf, wie Rituale Übergänge erleichtern. Er schreibt: »Die meistens mit Familien und Freunden als Zeugen durchgeführten Scheidungsrituale belegen, dass eine solche Feier den persönlichen Glauben vertieft und positive emotionale Veränderungen bei den Scheidenden ermöglicht. Damit deckt sich auch ein wichtiger Befund der Bestandsaufnahme als Ganzes: Scheidungsrituale werden fast durchwegs positiv als eine Möglichkeit der Verwandlung erlebt ...«⁹

*

In der Vorbereitung für dieses Buch habe ich in den alten Unterlagen zur Kirchensynode nachgelesen. Heute, noch einmal bald zwanzig Jahre später und fünfzehn Jahre nach meiner eigenen Scheidung, denke ich: Warum eigentlich wird das Ende einer Ehe stets als Scheitern deklariert? Mein Mann und ich waren sechsundzwanzig Jahre verheiratet. Wir haben viel Gutes miteinander erlebt, haben vier wunderbare Kinder großgezogen, sind heute stolze Großeltern von sieben Enkeln. Nach mehr als einem Vierteljahrhundert waren wir nicht mehr glücklich miteinander und haben uns in Frieden – okay, auch mit einigen Verletzungen – getrennt. Aber da ist kein Hass, keine abgrundtiefe Abneigung, sondern ein abgeschlossenes Lebenskapitel. Wir gestalten die Taufgottesdiens-

te der Enkel gemeinsam, können uns freundlich begegnen, haben aber jeder für sich ein eigenes neues Kapitel aufgeschlagen. Wir haben neue Lebenspartner gefunden, die wir jeweils gegenseitig durchaus sympathisch finden. Für mich ist der Gedanke an die Trennung inzwischen nicht mehr mit dem Wort »Scheitern« verbunden. Und ich weiß, dass ich mit meiner Situation nicht allein bin. Leider wird inzwischen nahezu jede zweite Ehe im Laufe der Zeit geschieden. Trotzdem finde ich richtig, wenn ein Paar bei der Trauung sagt, es wolle zusammenbleiben, bis dass der Tod es scheidet. Denn das ist ja die Intention. Zu sagen: Wir wollen zusammenbleiben, solange es halt Spaß macht, wäre nicht ernsthaft. Aber dass nicht alle Vorhaben im Leben so werden, wie wir uns das vorstellen oder auch fest vornehmen, das zeigt sich nicht nur bei der Ehe. Eine Frau, die aus dem Sudentenland stammt, erzählte mir, sie habe große Angst gehabt, ihrer Familie dort zu erzählen, dass ihre Ehe in Deutschland geschieden wird. Überraschenderweise habe ihr Mutter empört reagiert. Aber die beiden Großmütter hätten sie ermutigt und auf einmal erzählt, wie unglücklich sie selbst in ihren Ehen waren. Und wie froh sie gewesen wären, die Möglichkeit einer Trennung zu haben. Meine Gesprächspartnerin sagte mir, sie habe in dieser schwierigen Situation ein ganz neues Bild von ihren Großeltern bekommen und konnte so die Beziehung zu beiden Großmüttern intensivieren. Bei den Großmüttern war es gewiss auch Altersweisheit, denke ich, zu verstehen, dass eine Scheidung manchmal besser sein kann, als sich ein Leben lang aneinander abzuarbeiten und dabei unglücklich zu sein. Wobei ich mich wie gesagt freue, wenn ich sehe, dass es Paaren gelingt, ein ganzes Eheleben gern miteinander zu verbringen.

3.

Ich kann nicht vergeben – anderen oder auch mir selbst

Julie Nicolson war Pfarrerin der anglikanischen Kirche. Bei einem Bombenanschlag auf die Londoner U-Bahn kam ihre Tochter Jenny im Alter von 24 Jahren ums Leben. Sie war derart erschüttert, dass sie den Bischof bat, sie von ihren Amtspflichten zu entbinden. Sie könne den Attentätern nicht vergeben. Vergeben, sagte sie, »klingt mir zu wohlfeil, nach einem Wundpflaster. Ich bin überzeugt, es gibt Taten, die – zu recht oder zu unrecht – von Menschen nicht vergeben werden können. Mein Mangel an Bereitschaft, zu vergeben, ist aber kein Ausfluss irgendeines Verlangens nach Rache. Ich bin auch nicht von Bitterkeit verzehrt über meine Unfähigkeit, zu verzeihen. Das würde dem Mörder nur Macht auch über mein Leben einräumen.«¹⁰

In England wurde diese Geschichte öffentlich heftig diskutiert. Muss eine Pfarrerin nicht vergeben können? Gerade sie! Oder ist es gut, so ehrlich zu sein und das Amt erst einmal niederzulegen? Mich hat das damals sehr bewegt. Weil ich auch Pfarrerin bin, weil auch ich Töchter habe. Könnte ich wohl vergeben, wenn jemand einer meiner Töchter etwas antut, wenn sie ums Leben kommt bei so einem schrecklichen Terroranschlag? Ich weiß es nicht. Und ich denke, niemand kann voraussagen, wie du dich fühlst, angesichts eines derart existenziellen Verlustes. Vergabung kann nicht vorab geplant werden. Sie ist auch kein Mechanismus, sondern wie gesagt ein Prozess. Vergabung kann ein Weg sein, der mich aus dem

Schmerz des Verlustes führt, mich befreit von seiner ständigen Gegenwart. Aber sie ist kein Heilmittel, das leicht anzuwenden wäre.

Beim Terroranschlag auf den Konzertsaal Bataclan in Paris am 13. November 2015 verlor Antoine Leiris seine Frau, die Mutter seines 17 Monate alten Sohnes. Auch er ringt mit seiner Verzweiflung, seiner Wut. Und schreibt ein kleines Buch mit dem Titel *Meinen Hass bekommt ihr nicht*. 2021 wurde seine Geschichte verfilmt. Mich hat das Buch berührt. Es ist sehr persönlich geschrieben und lässt spüren, wie dieser Mann emotional mit dem furchtbaren Verlust eines geliebten Menschen ringt. Aber auch, wie er in diesem Ringen, mitten in der Fassungslosigkeit und den Tränen seinen Weg nach vorne findet. Antoine Leiris schreibt nicht über Vergebung. Aber er lässt die Leserinnen und Leser seines Buches auf anrührende Weise mitempfinden, wie er mit seinem Sohn versucht, den Verlust zu bewältigen, ohne sich vom Hass zerfressen zu lassen. Wie sie beide ihren Weg zurück ins Leben suchen, ohne die Mama, ohne die geliebte Frau. Er schreibt: »Freitag Abend habt ihr das Leben eines außerordentlichen Wesens geraubt, das der Liebe meines Lebens, der Mutter meines Sohnes, aber meinen Hass bekommt ihr nicht. Ich weiß nicht, wer ihr seid, und ich will es nicht wissen, ihr seid tote Seelen. Wenn der Gott, für den ihr blind tötet, uns nach seinem Ebenbild geschaffen hat, dann muss jede Kugel, die den Körper meiner Frau getroffen hat, eine Wunde in sein Herz gerissen haben.«¹¹

*

Der Verlust eines geliebten Menschen erschüttert immer. Wenn aber dieser Mensch gezielt durch die Hand anderer ermordet wird, richtet sich die Frage nach dem Warum weniger an Gott als an den oder die Täter. Das kommt in dem Buch von Leiris gut zum Ausdruck. Wie kann ein junger Mann – und die meisten Terrorattentäter sind junge Männer – meinen, irgendein Recht, gar einen Auftrag haben, andere zu töten? Und wie können sie es wagen, dafür auch noch Gott ins Feld zu führen!

Kann solchen Tätern vergeben werden? Müssen wir die Erklärung akzeptieren, sie seien halt durch Ideologie oder religiösen Fundamentalismus zu ihren Taten verführt worden? Oder kann erwartet werden, dass Menschen begreifen: Töten ist Blasphemie, Gotteslästerung – und zwar für jeden gläubigen Menschen. Wenn Gott alles Leben geschaffen hat, dann ist die Vernichtung von Leben ein Angriff auf Gott. Das hat Antoine Leiris großartig in Worte gefasst.

Vergeben ist keine Frage des Einforderns. Ich finde gut, dass Pfarrerin Nicolson so klar eingestanden hat, sie könne nicht vergeben. Es sei Gottes Sache, sie könne es nicht. Sie hat nicht unter Worthülsen verschwiegen, was in ihr vorgeht, sondern es offen dargelegt. Wie es ihr heute damit geht, weiß ich nicht.

Manchmal braucht es Zeit, um den ersten Schmerz zu überwinden, frei zu werden für Vergebung. Es lässt sich nicht voraussehen, wie ich Schmerz, Unrecht, Verletzung verarbeite. Das lässt sich nicht planen. Gegen die großen Gefühle helfen auch keine Formeln nach dem Motto: Sie sind Christin, Sie müssen doch vergeben können.

Aber wie lebt es sich damit, wenn der Zorn und der Hass in einem Menschen brodeln? Sind wir dann nicht Gefangene ge-

nau derjenigen, die uns Leid zugefügt haben? Ich denke, die Aussage von Antoine Leiris zielt genau darauf: Ich werde mich nicht von euch und euren Taten bestimmen lassen. Ich bin ein freier Mensch, und ihr als Täter seid nicht die Herren über meine Gefühle, über mein Leben. Denn genau das wollen doch Attentäter, Terroristen: andere in Angst und Schrecken versetzen und damit die Hoheit über ihr Leben gewinnen. Sich dagegen zu verwehren, ist eine enorme Leistung, ein Kraftakt. Den Tätern keinen Hass zuzubilligen, ist ein bemerkenswerter Schritt. Dass es ein Schritt in Richtung Vergebung ist, muss nicht die Konsequenz sein. Das Handeln, den Hass nicht zuzulassen, steht erst einmal für sich selbst und verdient große Anerkennung.

Das Thema hat viele Facetten. In einem Text der Evangelischen Kirche in Deutschland heißt es: »Die Vergebungspraxis bezieht sich auf die Gräben im Zwischenmenschlichen, die durch Vertrauensbruch, Verrat, Mobbing und sexualisierte Gewalt aufgerissen werden. Wieder ist zu betonen, dass es hier keine Erwartung zur Vergebung, keine Pflicht, keinen formalen Zwang zur Vergebung oder gar einen Vergebungsaufautomatismus gibt. Vielmehr müssen die Bereitschaft und die innere Freiheit zur Vergebung sich entwickeln können. Alles andere führte zu einer abermaligen Belastung der Opfer. Es ist daran zu erinnern, dass die Vergebungspraxis in der Freiheit eines Christenmenschen gründet und nur aus Freiheit heraus vergeben werden kann.«¹²

Auch das klingt abstrakt. Ein solcher Text wird erst lebendig durch das reale Erleben von Menschen. Ein Beispiel: *Ende 2021 ging die Geschichte von Kevin Strickland auch durch die deutsche Presse. Er war 18 Jahre alt, als er 1978 wegen dreifachen Mordes verhaftet wurde – und er erklärte, dass er unschul-*

dig sei. Obwohl seine Freundin bestätigte, dass er zum Zeitpunkt der Morde mit ihr telefoniert hatte, wurde er aufgrund der Falschaussage einer anderen Frau verurteilt.

Kevin Strickland saß 43 Jahre in Haft! Auch nachdem die Kronzeugin ihre Anschuldigung zurückgenommen hatte, wurde der Prozess nicht neu aufgerollt. Sie hatte ihr Leben lang versucht, ihren Fehler wiedergutzumachen. Als Strickland endlich für unschuldig erklärt wurde, hoffte er, seine Mutter noch vor ihrem Tod wiedersehen zu können. Doch der Generalanwalt von Missouri verhinderte die schnelle Freilassung, seine Mutter verstarb wenige Tage zuvor. Strickland sagt, er habe der Zeugin, die falsch ausgesagt hatte, längst verzeihen. Vom Gouverneur und dem Generalanwalt aber, die seine Freilassung verhindern wollten, fühle er sich angeekelt.¹³

Was für eine entsetzliche Geschichte. Wie grausam, wenn dein Leben durch Unrecht zerstört wurde. Ich kann nachvollziehen, dass jemand denen, die ihm das angetan haben, nicht vergeben kann. Die Zeugin hat Reue gezeigt, sie war offenbar selbst getrieben von ihrer Schuld, wollte sie wiedergutmachen. Damit wurde im Grunde auch sie selbst zum Opfer. Aber das Rechtssystem mit einer weißen Jury und tief geprägt von Rassismus ist schuldig geworden an Kevin Strickland.

Es ist absolut nachvollziehbar, dass Strickland denen, die ihn in Haft hielten und keinen Argumenten zugänglich waren, nicht verzeihen kann und will, finde ich. Da muss es kein Verständnis geben und auch kein »Verstehen statt Verurteilen«. Es gibt Grenzen von Verständnis und Einfühlsamkeit. Wer nicht vergeben kann, muss auch nicht immer gleich völlig verhärtet sein. Vielleicht, wie bei Kevin Strickland, sieht er auch nur den Tatsachen des Unrechts ins Auge. Dass man ihn auch wegen seiner Hautfarbe für schuldig hielt.